

**Andachten im Martinshaus und im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Rendsburg
gehalten von Peter Godzik**

Inhaltsverzeichnis

2008	3
23.06.2008 (MH)	3
2. Thessalonicher 3,1-5	3
08.09.2008 (MH)	5
Hebräer 10, 35-36 (37-38) 39	5
15.09.2008 (MH)	6
Epheser 4,1-6	6
27.10.2008 (MH)	8
1. Mose 18,20-21.22b-33	8
01.12.2008 (MH)	10
Matthäus 21,1-9	10
08.12.2008 (MH)	12
Lukas 21,25-33	12
2009	15
13.02.2009 (DBH)	15
Lukas 8,4-15	15
16.03.2009 (MH)	17
Lukas 9,57-62	17
04.05.2009 (MH)	20
Johannes 15,1-8	20
15.05.2009 (DBH)	22
Johannes 16,23b-28	22
05.06.2009 (DBH)	25
Johannes 3,1-8	25
29.06.2009 (MH)	27
Lukas 15,11-32	27
10./13.07.2009 (DBH/MH)	30
Lukas 5,1-11	30
04.09.2009 (DBH)	31
Lukas 10,25-37	31
26.10.2009 (MH)	33
Markus 10,2-9	33
13.11.2009 (DBH)	35
Matthäus 25,31-46	35
07.12.2009 (MH)	38
Legende vom Heiligen Nikolaus	38
2010	41
01.02.2010 (MH)	41
1. Korinther 9,24-27	41
05.03.2010 (DBH)	43
Epheser 5,1-8	43
15.03.2010 (MH)	45
2. Korinther 1,3-7	45

26.04.2010 (MH)	48
1. Johannes 5,1-4	48
28.05.2010 (DBH)	50
Römer 11,32-36	50
11.06.2010 (DBH)	52
Epheser 2,17-22	52
03.09.2010 (DBH)	54
Römer 8,14-17	54
27.09.2010 (MH)	57
Römer 10,9-18	57
08.11.2010 (MH)	59
Römer 14,7-9	59
29.11.2010 (MH)	62
Jeremia 23,5-8	62
2011	64
24.01.2011 (MH)	64
Johannes 4,46-54	64
14.03.2011 (MH)	65
2. Korinther 6,1-10	65
09.05.2011 (MH)	66
Hesekiel 34,1-16	66
27.05.2011 (DBH)	68
Lukas 11,5-13	68

2008

23.06.2008 (MH)

2. Thessalonicher 3,1-5

In diesen fußballverrückten Zeiten kommen einem ja bei jeder Gelegenheit Fußballvergleiche in den Sinn. Mir ist es mit diesem kleinen Abschnitt aus einem Brief des Apostels Paulus auch so gegangen. Es ist ja ganz klar: Es handelt sich hier um eine Mannschaftsbesprechung mit dem Trainer – noch dazu in einer besonderen Situation: Der Trainer kann im Augenblick der besonderen Herausforderung nicht bei seiner Mannschaft sein. Und sie sollen und werden trotzdem gewinnen.

Wie ich darauf komme? Schauen wir einmal genauer hin! Ich rolle dabei den Text sozusagen von hinten nach vorn auf, um seine Struktur besser zu verstehen.

Paulus sagt: „Der Herr aber richte eure Herzen aus auf die Liebe Gottes und auf die Geduld Christi“.

Alles wird konzentriert auf das Ziel, das es zu erreichen gilt. Dabei sind zwei Punkte wichtig: die Liebe Gottes und die Geduld Christi. Offensichtlich geht es um eine längere Strecke im Leben. Da erreicht man sein Ziel nicht überraschend und schnell, sondern braucht Liebe, Hingabe, vor allem Geduld. Und diese Ausdauer, um die es dabei geht, kann kein noch so begabter Trainer seiner Mannschaft einfach verordnen, geben, einpflanzen. Sie muss von außen kommen als ein Geschenk einer höheren und größeren Kraft.

Was der Trainer aber seiner Mannschaft mitgeben kann, ist sein persönliches Vertrauen. Paulus schreibt: „Wir haben aber das Vertrauen zu euch in dem Herrn, daß ihr tut und tun werdet, was wir gebieten.“ Das Vertrauen ist also nicht einfach blind und folgenlos, sondern will etwas Bestimmtes erreichen, ja, verlangt geradezu eine bestimmte Leistung: nämlich – um im Bild zu bleiben – die strikte Befolgung der taktischen Anweisungen des Trainers.

Missionsarbeit, wie sie der Apostel Paulus vorantreiben will, befolgt bestimmte Prinzipien und Regeln, gegen die nicht so ohne weiteres verstoßen werden darf, wenn man den Erfolg nicht gefährden will. Sie wissen ja, was passiert, wenn ein Trainer sieht, wie seine Mannschaft von der Rolle kommt, die verabredete Formation verlässt und heillos durcheinander gerät. Er rennt am Spielfeldrand gestikulierend auf und ab und versucht zu retten, was noch zu retten ist. Er gibt deutliche Zeichen, zur verabredeten Spielweise diszipliniert zurückzukehren, auch wenn er dabei selber – für UEFA-Beobachter z.B. – wie undiszipliniert wirkt.

Zwei Personalentwickler, Franz S. Berger und Harald Gleissner, haben ein Buch geschrieben, in dem sie kundige Einblicke in die Trainingsmethoden des Apostels Paulus geben. Es heißt „Das Paulus-Prinzip. Die erfolgreichste Marketingstrategie der Weltgeschichte“ und ist bereits vor zehn Jahren im Econ-Verlag erschienen. Darin beschreiben sie Strategie, Taktik und die fünf „Ps“ des paulinischen Marketing: Product, Price, Placement, Promotion und Personality. Ich kann dieses Buch als gelungene Trainingseinheit für Kirche und Diakonie nur sehr herzlich empfehlen. Wer möchte, kann das Buch gern bei mir einsehen.

Aber hier und jetzt, angesichts unseres Bibeltextes, geht es ja nicht um den gesamten Trainingslehrgang des Apostels Paulus, sondern lediglich um eine letzte, konzentrierte Teambesprechung vor dem entscheidenden Einsatz. Zwei Ansprachen habe ich schon erwähnt: die Ausrichtung auf das Ziel und das Vertrauen in die Mannschaft, sie werde sich an die gegebenen Anweisungen halten.

Paulus sagt aber noch etwas Drittes (wieder von hinten her betrachtet). Es klingt wie eine Beschwörungsformel: „Der Herr ist treu; der wird euch stärken und bewahren vor dem Bösen.“

Das Böse – was ist das? In der biblischen Tradition wird das Böse oft personalisiert als Diabolos, als Durcheinanderwerfer. Es ist diejenige Kraft, die einen irritieren und durcheinanderbringen will, also abbringen von dem erstrebten Ziel und der vereinbarten Strategie und Taktik zur Erreichung eben jenes Zieles. Wer einen aus der Ruhe bringt, der gefährdet alles. Aber was kann das sein?

Paulus nennt es in diesem Briefabschnitt deutlich beim Namen: es sind falsche und böse Menschen, solche, die nichts verstehen vom Glauben, sondern dagegen angehen, lästern, verunsichern: „denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding“.

Wollte man auch dieses Detail auf die Fußballanalogie übertragen, müsste man sagen: Wenn einer vom Fußball nichts versteht, von dem Kampf und dem Spiel, das sich dabei zuträgt, sondern ganz andere Gesichtspunkte hineinbringt wie Eitelkeit und Macht, Gewinnsucht oder gar Betrug, der zerstört das Spiel – egal ob als Spieler, Schiedsrichter, Trainer, 4. Mann, Funktionär oder wer noch in Frage kommen könnte. Fußball ist sozusagen ein Gesamtkunstwerk, das bestimmten Regeln folgt und nur unter fair play gut funktioniert. Grobe Fouls werden deshalb auch geahndet.

Aber hier im 2. Thessalonicherbrief geht es ja nicht um Fußball, sondern um den Glauben. Aber auch der scheint Regeln zu folgen und Fouls nicht zu vertragen. Deshalb bittet der Apostel Paulus, „daß wir erlöst werden von den falschen und bösen Menschen; denn der Glaube ist nicht jedermanns Ding“.

Nun könnte und müsste ich eigentlich einen ausführlichen Exkurs einfügen zum Thema „Glaube“, was der eigentlich ist: „eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht“, wie es im Hebräerbrief 11,1 heißt. Aber das wäre wieder eine große Trainingseinheit und nicht eine kurze Teambesprechung, wie sie ja unsere Morgenandacht sein soll.

Ich möchte vielmehr auf die vierte und letzte wichtige Ansprache eingehen, die Paulus seinem Team zumutet (wieder von hinten nach vorn gezählt). Er bittet seine Mannschaft: „Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde bei euch ...“

„Für uns“ ... „bei euch“ – wie sollen wir das verstehen? Offensichtlich bringt sich der Apostel nun als Person ein: Tut das für mich, tut das für uns als ganzes Team, dann wird es gelingen. Und er weiß: Es muss geschehen bei euch. Da muss ein Funke überspringen, weil er nicht mitspielt. Die Spieler auf dem Feld entscheiden das Spiel, nicht er, der Trainer. Aber das Ergebnis wird dann ein gemeinsames sein: „... daß wir erlöst werden“.

Und der wichtigste Inhalt dieses Gebetes im Mannschaftskreis auf dem Missionsfeld lautet: der Ball muss rollen und das Spiel muss Freude machen, ach nein, frommer und genauer und beim eigentlichen Thema bleibend: „Betet für uns, daß das Wort des Herrn laufe und gepriesen werde bei euch ...“

Mir gefällt es, diesen kurzen Briefabschnitt des Apostels Paulus wie eine Teambesprechung kurz vor dem entscheidenden Spiel zu verstehen und ich lese nun noch einmal, was er den Gemeindegliedern in Thessalonich und uns allen mit auf den Weg gibt, wenn wir den Glauben verbreiten wollen in dieser Welt. So steht es im 2. Thessalonicherbrief, Kapitel 3, Vers 1-5 – und nun also von vorn: ...

08.09.2008 (MH)

Hebräer 10, 35-36 (37-38) 39

Das Vertrauen in die Kirche ist erschüttert. Viele treten aus. Die öffentliche Meinung ist sehr kritisch. In dieser Situation sind wir in der Gefahr zu sagen: Es hat keinen Zweck. Der Hebräerbrief mahnt uns aber: „Werft euer Vertrauen nicht weg“.

Was bewahrt uns in Krisensituationen vor Hektik und Angst, dem Geist der Verzagttheit und des Zurückweichens? Im Norden Deutschlands gibt es eine existentielle Erfahrung: das beständige Angreifen der Nordsee gegen die Deiche. Das Meer will sich das Land zurückholen. Aber die Bewohner weichen nicht. Sie bauen Deiche. Sie beobachten das Werk der Wellen. Sie verstärken die Deiche. Sie tun, was in ihren Kräften steht. Und dann leben sie voller Vertrauen hinter den Deichen. Trotz der steigenden Fluten. Und gibt es einmal einen Einbruch, helfen sie einander, so gut es geht.

Ein Gleichnis des Glaubens: Die Sturmfluten des Unglaubens rütteln an unseren Deichen. Aber wir bekommen es nicht mit der Angst zu tun und weichen nicht. Wir wissen: Starkes Vertrauen in Gottes Handeln an uns und das Tun des Gerechten können Berge versetzen. Wenn wir geduldig bleiben, werden wir das Verheißene empfangen, nämlich:

1. die versprochene Gottesruhe

In Christus hat Gott uns einen Helfer und Heiland geschickt, der uns gleich geworden ist. Weil er selber gelitten hat und versucht worden ist, kann er uns helfen. Er weiß, worunter wir leiden und worin wir schwach sind. Wir dürfen zu ihm kommen voller Zuversicht, ihn um Barmherzigkeit bitten und bei ihm Gnade finden zu jeder Zeit, in der wir Hilfe nötig haben. Wir dürfen zur Ruhe kommen vor Gott angesichts unserer Ängste und Zweifel. Die stürmischen Wogen des Lebens werden nicht über unseren Köpfen zusammenschlagen. Es wird einen Ort geben, wo wir sicher wohnen können.

2. das Wohlgefallen Gottes

Es ruht auf denen, die sich nicht beirren lassen, die geduldig sind und das Rechte tun. Gott will nicht, daß wir zurückweichen und wankend werden. Er möchte, daß wir aufeinander achthaben und uns anreizen zur Liebe und zu guten Werken. Er möchte nicht, daß wir die gottesdienstlichen Versammlungen verlassen, sondern einander ermahnen und zurechthelfen. Menschen, die sich so verhalten, leben unter seiner Verheißung: „Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens“. Die Kirche als Ort des Friedens und der gegenseitigen Stärkung, aufbaut aus seinem Wort und Sakrament.

3. ein Leben aus Glauben

Glauben heißt heimkehren zu Gott, sich seine Liebe und Barmherzigkeit gefallen lassen. Der Hebräerbrief macht uns auf elementare Weise klar, was Glauben heißt: Leben finden. Gott will nicht den Tod des Gottlosen, sondern daß er sich bekehrt von seinen Wegen und am Leben bleibt (Hesekiel 18,23). Allerdings:

- Wer zu Gott kommen will, der muß zuerst einmal glauben, daß es ihn gibt.
- Wer glauben will, muß Gott die Ehre geben und darauf vertrauen, daß er auch hält, was er verspricht.

„Glaube ist eine feste Zuversicht auf das, was man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, was man nicht sieht.“ (Hebräer 11,1)

Es gibt vieles, was uns ängstigt und bedroht. Aber wir geben unser Zutrauen in Gottes Verheißungen nicht auf. Krisen und Katastrophen werden uns angekündigt. Wir möchten am liebsten davonlaufen und den Kopf in den Sand stecken. Aber bange machen gilt nicht! Es ist nicht der Untergang, der auf uns zukommt, sondern in all den Krisen und Wandlungen der lebendige Christus. Gott kommt, das ist gewiß. Wir gehen auf seinen Advent zu.

Im Warten und Ausharren unter schwierigen Bedingungen werden wir unser Vertrauen nicht wegwerfen, sondern geduldig sein, Gottes Willen tun und Ausschau halten nach dem Kommen des Gottesreiches. Wir beten bei jeder Trauerfeier zur Ermutigung und Erbauung für uns selbst: „Gib uns Kraft, daß wir den guten Kampf kämpfen, Glauben halten und gerüstet seien für deine Stunde in der Hoffnung der Auferstehung zum ewigen Leben. Durch Jesus Christus, unsern Herrn.“

15.09.2008 (MH)

Epheser 4,1-6

Ermahnen will der Schreiber des Epheserbriefes die Christen in Kleinasien zu einem guten christlichen Wandel. Doch er kommt nicht weit damit. Gerade hat er die mahnende Stimme erhoben, da unterbricht er sich selbst und wendet sich einem Thema zu, das ihn vor allen anderen beschäftigt und umtreibt. Er beschreibt, was die Kirche ist, ja er malt es vor Augen, nämlich: ein Leib, ein Geist, eine Hoffnung. Er mahnt nicht, sondern stellt fest, was Inhalt des Glaubens ist, nämlich ein Herr, ein Glaube, eine Taufe und ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen.

In der Tat, von solchen Formulierungen geht Faszination aus. Da strömten Menschen aus vielen Ländern zusammen. – Ephesus war damals ein Schmelztiegel vieler Völker, Religionen und Gebräuche. – Sie alle sind nun geeint in einer Kirche und einem Glauben. Unvorstellbar und doch wahr! Dies haben nicht Menschen geschaffen, es war der Auferstandene Jesus Christus selbst, der dies Werk vollbracht hat. Er hat die Einheit geschenkt.

Das gilt auch für uns Christinnen und Christen heute. Der erste und der entscheidende Punkt ist, wenn es um Einheit der Kirche geht: diese Einheit wurde uns bereitet, sie wurde uns geschenkt. Und geschenkt heißt: wir haben sie uns nicht verdient – wir haben sie uns nicht erarbeitet – wir haben sie nicht erst mit vielen Kompromissen ausgehandelt: gibst du mir das, gebe ich dir jenes. Nein: diese Einheit ist von Gott geschenkt und garantiert.

Es verhält sich mit ihr, wie mit den anderen Begriffen von denen unser Predigtwort handelt:

Der Geist: Was wir wohl können, ist, Geister zu rufen oder zu säen: den Geist der Eifersucht etwa können wir in Beziehungen streuen; den Geist des Neides können wir anstacheln; wir können auch gute Geister sein: eine positive Ausstrahlung vermitteln, ein Gefühl der Ruhe und Angenommenheit. Aber den einen, den heiligen Geist, ihn haben wir nicht zur Verfügung: er spricht in uns und durch uns, wenn er es mag. Er ergreift uns an Orten und Zeiten, die wir uns nicht ausgesucht haben. Er tröstet uns und fordert uns heraus, wenn wir es nicht vermuten. Auch für ihn gilt: er ist uns von Gott gesandt und geschenkt.

Eines noch gehört hierher: Der Glaube. Auch er ist Geschenk! Kein Leistungsglaube, kein in uns schlummerndes Vermögen, was nur durch genügend Anstrengung geweckt werden könnte. Einfach nur Geschenk Gottes.

Das alles macht die Einheit aus. Sie besteht bereits. Sie besteht selbst dann, wenn wir es nicht sehen, nicht erfassen, nicht begreifen können. Sie besteht unter uns Christen, ob evangelisch oder katholisch, ob orthodox oder freikirchlich; und mehr noch: sie zielt auf Frieden unter uns Menschen, ob schwarz, ob weiß, ob hier oder dort, ob so oder anders lebend. Es ist ein Gott, der dies alles eingerichtet hat – eine Hand, die alles geformt und geschaffen hat, ein Wille mit einem Ziel, auf das alles zulaufen wird.

So sind wir – wie die Christen damals – Teil eines Größeren. Wir gehören zur weltweiten Ökumene. Das apostolische Glaubensbekenntnis, das wir jeden Sonntag sprechen, verbindet uns nicht nur mit unseren Vorfahren, unseren Müttern und Vätern im Glauben, sondern auch mit der ganzen Christenheit auf Erden. Damals wie heute sind Gemeinden in der Gefahr, das zu vergessen. Sie kommen in ein Fahrwasser, gehen ihre eingefahre-

nen Wege und schon die Nachbargemeinde – egal ob evangelisch, katholisch oder eine andere Konfession – gerät aus dem Blick.

Auch die Christen der dritten Generation in Kleinasien waren in den eingefahrenen Trott geratenen. Der Apostel Paulus, der unermüdlich von Gemeinde zu Gemeinde reiste und unentwegt Briefe schrieb, Grüße ausrichtete, war schon lange tot. Die Gemeinden in Palästina, Europa, sogar die Nachbargemeinden in Kleinasien gerieten aus dem Blick. Jede Gemeinde ging ihre eigenen Wege. Dieser Partikularismus, dieses „jede und jede für sich“, verdunkelt die Einheit der Kirche.

Aber nicht nur das Desinteresse an der Ökumene, sondern auch der Streit innerhalb der Gemeinde vor Ort, hindert Kirche ein Zeichen des Friedens in dieser Welt zu sein.

Die ersten christlichen Gemeinden in Kleinasien setzten sich aus Menschen jüdischer und heidnischer Abstammung zusammen. Bald schon waren die so genannten Heidenchristen in der Mehrheit und die Christen aus dem Judentum eine kleine Minderheit. Die Mehrheit vergaß schnell, dass die Judenchristen die Erinnerung an den Ursprung des christlichen Glaubens im Judentum wach hielten. Die Heidenchristen sahen sich selbst als die wahren Christen und verachteten die judenchristliche Minderheit.

Inzwischen ist viel geschehen. Die Kirche hat sich aufgeteilt in unterschiedliche Konfessionen. Christen sprechen auch heute noch einander den Glauben ab, schauen verächtlich auf die anderen herab, nicht nur zwischen den Konfessionen, sondern auch innerhalb der Konfessionen. Die sichtbare Kirche ist zerteilt und leidet unter Konflikten.

Die Einheit ist uns vorgegeben und dennoch ist sie eine bleibende Aufgabe. Für diese Aufgabe braucht es Mut. Der Schreiber des Epheserbriefes nennt einen dreifachen Mut: Demut, Sanftmut, Geduld oder Langmut. Auch das letzte der drei Wörter hat mit Mut zu tun. Langmut ist eine andere Übersetzung für das griechische Wort makrothymia, das Luther mit Geduld übersetzt. Schauen wir uns diesen dreifachen Mut an und fragen, was er für unsere Aufgabe, die Einheit zu wahren, bedeutet!

Beginnen wir mit der Demut. Ist Demut wirklich Mut? So könnten einige fragen und wären sich in dieser Frage mit den Griechen und Römern zur Zeit der Urkirche einig. Demütigsein: heißt das nicht, vor den Mächtigen kuschen, das Rückgrat verbiegen und vor den Mächtigen buckeln, um ja nicht deren Wohlwollen zu verlieren? Damit wäre die Demut gründlich missverstanden. So würden Juden und Christen der damaligen Zeit einmütig antworten. Demut habe nichts mit Unterwürfigkeit zu tun.

Wer der Einheit dient, hat die Demut bitter nötig. Denn dieser Diene-Mut setzt das Gemeinwohl höher als den Eigennutz. Der Diene-Mut stellt das Eigene hintan, riskiert damit, dass das Eigene zu kurz kommt, um ganz bei den anderen zu sein, bei ihren Wünschen und Bedürfnissen. Das Wohl einer Gemeinschaft hängt von so einem Diene-Mut ab. Wird nur noch selbstsüchtig nach dem eigenen Vorteil gefragt, stirbt die Gemeinschaft, verkümmert das Leben in ihr. Umgekehrt darf man Demut nicht mit Selbstverachtung gleich setzen. Denn nur wer sich selbst geschätzt und geliebt weiß, kann auch Hochschätzung für die anderen zeigen – gerade auch mit ihren Schwächen und Fehlern.

Nun ist es freilich nicht einfach, mit den Eigenarten und Macken der Mitmenschen umzugehen. So genannte schwierige Menschen können ganz schön auf die Nerven gehen. Liegt da nicht der Wunsch nahe, gar nichts mehr mit diesen zu tun haben zu wollen?

Hier braucht es einen doppelten Mut, die „Sanftmut“ und den „Langmut“.

Die Sanftmut sieht im Gegenüber nicht den Nerven aufreibenden, schwierigen Menschen, sondern einen Menschen aus Fleisch und Blut, mit Sorgen und Bedürfnissen. Sanftmut ist nachsichtig gegenüber ihren Mitmenschen. Sie liefert sich einem Menschen aus, von dem sie nicht weiß, ob ihr Bemühen Erfolg hat. Sie könnte statt Frieden auch Feindschaft ernten. Das riskiert die Sanftmut. Das heißt allerdings nicht, dass sie alles duldet und hinnimmt. Sie benennt Unrecht und Böses beim Namen. Auch Beleidigungen toleriert sie nicht. Aber sie nagelt den Mitmenschen nicht auf das Böse, das er tut, die Beleidigungen,

die er sagt, fest. Sanftmut sieht im Gegenüber zuerst den Menschen, dem Gottes Liebe gilt und den Gott bei seinem Namen gerufen hat.

Sanftmut ist auf den Langmut angewiesen. Sie braucht den langen Atem, der nicht gleich beim ersten Misserfolg aufgibt, sondern unermüdlich immer wieder neu um den Mitmenschen wirbt.

Die Einheit ist uns vorgegeben. Dennoch bleibt sie für uns eine Aufgabe: Mut zum Dienst am Nächsten, Mut zur Nachsicht, Mut zur Ausdauer. Das klingt sehr anstrengend. Woher bekommen wir diesen dreifachen Mut? Zu Beginn des Bibeltextes erinnert der Schreiber des Epheserbriefes an unsere Berufung. Auch diese Berufung ist wie die Einheit nicht nur Aufgabe, sondern zuerst Gabe.

Es ist die eine Taufe: Durch sie sind wir berufen, Gottes Liebe in der Welt zu bezeugen. Diesem Auftrag geht das, was Gott für uns tut, voraus. In der Taufe ruft Gott jeden und jede von uns beim Namen und erklärt seine Liebe. Unabhängig von den eigenen Möglichkeiten, vom Aussehen, von der Leistung, von der eigenen Kraft und dem eigenen Mut sagt Gott „Ja“ zu uns und macht uns zu seinen Töchtern und Söhnen. Durch die Taufe sind wir Teil der Kirche, in der die unterschiedlichsten Menschen, Angehörige verschiedener Völker, Sprachen und Rassen geeint sind. Wir gehören zu der einen Kirche.

Der dreifache Mut zu dem der Schreiber des Epheserbriefes mahnt, den schöpfen wir nicht aus uns selber, er hat seinen Grund in dieser Liebeserklärung des dreieinigen Gottes.

Es werden immer wieder Situationen kommen, in denen der Mut uns verlässt, in denen Verzweiflung und Angst uns beherrschen. Lasst uns in solchen mutlosen Situationen von uns selber weg blicken und das Angesicht Christi suchen, aus dem uns Gottes Liebe entgegen leuchtet – in der Gewissheit: „Du hast mich bei meinem Namen gerufen. Ich bin dein!“

Nicht auf unseren eigenen Mut verlassen wir uns dann, sondern auf die Liebe Gottes in Jesus Christus, von der uns nichts und niemand trennen kann. Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

27.10.2008 (MH)

1. Mose 18,20-21.22b-33

Abraham, der Schacherer, verhandelt mit Gott um Leben und Tod. Der Einsatz: Städte und ihre Einwohner, die es verbockt haben. Die Namen dieser Städte sind bis zum heutigen Tag mit Verdorbenheit und Untergang verbunden. Sodom und Gomorra. Es ist eine Geschichte über Abraham, einen bemerkenswerten Wanderer, dessen Geschichten so ansteckend waren, dass sie ins Neue und ins Alte Testament genommen wurden, und auch im Koran zu finden sind. Abraham, Vater der Gläubigen für die Juden, die Christen und die Muslime.

Abraham verhandelt hier mit Gott wie ein Markthändler. Und Gott steigt darauf ein, zuerst anspruchsvoll und dann stets leiser und entgegenkommender.

Es sind Verhandlungen mit hohem Einsatz, Hunderte, vielleicht sogar Tausende Leben. Doch steht hier noch viel mehr auf dem Spiel. In diesem Gleichnis geht es auch um die Gerechtigkeit Gottes selbst, um das Recht des „Richters über die ganze Erde“. Das „Gott sein“ Gottes steht hier im Mittelpunkt und wir dürfen zuschauen wie Abraham Gott ganz höflich ins Kreuzverhör nimmt.

Vorher gibt es die Geschichte über Gott und seine Botschafter, die Sara und Abraham ein Kind versprechen. Das ist so unmöglich, dass Sara sogar darüber lacht. Der Satz, der diese beiden Geschichten verbindet, ist dieser: „Ist beim Herrn etwas unmöglich?“ (V.14a). Obwohl das Schicksal von Sodom und Gomorra schon längst beschlossen

scheint, wird das ganze wieder neu aufgerollt. „Ich will hinabgehen und sehen, ob ihr Tun wirklich dem Klagegeschrei entspricht, das zu mir gedrungen ist. Ich will es wissen (V.21). Gott geht buchstäblich auf Tuchfühlung zu den Menschen, weil das Klagegeschrei zu ihm gedrungen ist. Wer oder was ruft Gott? In der Bibel ist es oft unschuldig vergossenes Blut, so wie vom totgeschlagenen Abel, oder das Blut des unschuldig verfolgten Hiob. Dieses Blut schreit nach Gott. Opfer haben noch eine Stimme, auch die Opfer in Sodom und Gomorra.

Es geht hier um eine alles durchbrechende Fürsorge. Wo Opfer sind, nimmt Gott Anteil. Das Klageschrei ist nicht vergeblich; Gott kommt.

Und so nimmt die Geschichte ihren Lauf. In der heutigen Übersetzung der Bibel steht: „Abraham stand noch immer vor dem Herrn“ (V.22). Aber dieser Text wurde durch Schriftgelehrte verbessert. In hebräischen Schriften steht etwas anderes. „Und Gott stand noch immer vor Abraham“. Die Gelehrten fanden es zuwenig ehrfurchtsvoll und drehten es um. Es war Abraham, der Gott nähertrat und nicht umgekehrt. Gott selbst nimmt die Initiative und ermutigt Abraham sein Plädoyer vorzutragen. Und Abraham lässt nicht lange auf sich warten: „Wenn es nun 50 Gerechte in der Stadt gibt, willst du dann die Stadt auch vernichten? Das kannst du doch nicht tun, die Gerechten zusammen mit den Ruchlosen umbringen. Dann ginge es ja dem Gerechten genauso wie dem Ruchlosen. Willst du nicht doch der Fünzig wegen dem Ort vergeben?“

Die Kernfrage ist: Was kann in dieser schwierigen, verdorbenen Welt, wo das „ICH, ICH“ im Vordergrund steht, noch als gerecht gelten?

Hier taucht ein biblisches Motiv auf: Die Liebe von wenigen kann die Härte von vielen brechen. Nur 50 müssen es sein und die ganze Stadt ist gerettet. Und dann beginnt das Feilschen. Würde Gott nicht Gnade und Barmherzigkeit zeigen, wenn vielleicht von den fünfzig fünf fehlen. Oder nur vierzig, oder dreißig, oder zwanzig, oder vielleicht zehn. Die monotone Antwort ist immer die gleiche. Gott wird die Stadt nicht vernichten, wenn es nur 45, 40, 30, 20, oder sogar 10 Gerechte sind. Mit jedem Schritt wird die Kraft von Menschen, die liebevoll handeln, die sich um ihren Nächsten kümmern, größer und größer. Um das Leben zu sichern werden nur 10 gebraucht, 10 Menschen die sich um ihren Nächsten kümmern.

Da ist die Grenze erreicht. Es wird nicht weiter verhandelt. Warum zehn? Warum nicht um fünf mehr fragen? Manche phantasiereiche Gelehrten haben es ausgerechnet. Sehr einfach. Rechnen Sie nach: Noah und seine Frau, drei Söhne, Sem, Cham und Jafeth und ihre Frauen: das sind Acht. Und alle waren Gerechte. Und die haben die Sintflut nicht aufhalten können. Acht waren also nicht genug. Und so gibt es noch mehr schöne Geschichten zur Erklärung.

Zehn Gerechte wurden also nicht gefunden und so ließ der Herr auf Sodom und Gomorra Schwefel und Feuer regnen. Sind solche Geschichten Glaubens-Nostalgie? Alles soll klar und geregelt sein? Verbrecher bestraft und Gerechte gerettet werden? Ein kraftvoller Eingriff in dieser verwirrten Welt? Vielleicht ursprünglich, aber es geht hier um etwas sehr Einfaches. Gott lässt mit sich reden, er will gefragt werden, er lässt sich ein mit Abraham, dem Schacherer. Er wartet richtig darauf, seiner Liebe und seiner Treue Vorrang zu geben vor dem, was wir „Gerechtigkeit“ nennen. Gott ist überraschender als wir denken.

Und dann Abraham. Er ist nicht um die Gerechten besorgt, die eventuell auch im Feuer von Sodom umkommen werden. Nein, es geht ihm immer um die Stadt. Abraham hält ein Plädoyer für die verbrecherische Clique in Sodom. Hier traut sich jemand zu sagen: Wenn es ein paar Menschen gibt, die im Dienste ihren Mitmenschen leben wollen, willst du nicht dem Ort vergeben? Zehn retten eine Stadt. Die Ruchlosen werden durch die Gerechten am Leben gehalten. Manchmal kann eine kleine Minderheit wie Hefe wirken.

Zehn Gerechte... Könnte man die bei uns finden, wenn es ums Überleben geht? Diese Frage erschreckt mich manchmal. Ach, wir sind natürlich alle anständige Leute. Und doch

... die Einwohner von Sodom und Gomorra waren nicht darauf aus, etwas Schlechtes zu tun. Sie taten einfach, was die anderen taten. Sie passten sich an. Mitläufer in der Gruppe, wo man sich wohl fühlt.

Was trägt uns dann, wenn etwas schief geht? In dieser Geschichte: Das Gebet. Vielleicht sind wir noch am Leben, weil andere für uns beten, sich selbstlos für ihre Umwelt und Mitmenschen einsetzen.

Vielleicht tragen Fürbitten mehr als wir denken.

Die zehn Gerechten, die Sodom gerettet hätten, sind auch Hoffnungsträger. Innerhalb der Kirche fallen wir heute langsam in eine Art Selbstmitleid. Tageszeitungen und Zeitschriften zeigen ein düsteres Bild. Die Kirche vergreist, die Jugend läuft davon, alles ist anders als früher. Der Einfluss der Kirche in der Gesellschaft geht zurück. Strukturell laufen wir Gefahr, eine Kirche mit einem Wasserkopf zu werden und alle jene Pastoren, die noch nicht ausgebrannt sind, sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. Kirche ist out. Definitiv out. Ich träume von einer viel kleineren Kirche. Ein Haus, ein Zuhause, eine Art Gideonsbande. Ob das jetzt die 10 Gerechten sind, weiß ich nicht so richtig. Jedoch eine Kirche als Gemeinschaft, die sich traut zu suchen und zu fragen, ohne sich an Vergangenes anzuklammern, sondern aus der Geschichte lernt und vorausschaut, neugierig und phantasiereich, und nichts mehr selbstverständlich findet. Eine Kirche, die Worte findet, die Menschen befreien, leben und sterben lassen. Diese Menschen sind dann vielleicht eher das salzende Salz aus dem Neuen Testament als die 10 Gerechten von Abraham. Amen.

01.12.2008 (MH)

Matthäus 21,1-9

Vor vierzig Jahren, im Jahr 1968, zog in Atlanta ein Maultier einen schlichten Karren durch eine nicht überschaubare Menschenmenge. Darauf stand der Sarg mit dem Leichnam des Baptistenpfarrers, Bürgerrechtlers und Friedensnobelpreisträgers von 1964, Martin Luther King. Jener war am 4. April 1968, in der Karwoche, ermordet worden. Manche können sich an diesen Tag noch erinnern. Eigentlich war der mutige Pastor vor den Mächtigen ganz klein, nicht nur von Wuchs; oft eingesperrt, mundtot gemacht, verleumdet. Er hatte sich gewaltlos für die Armen und Entrechteten, für die Schwarzen in den USA eingesetzt. Trotz seiner Ermordung wurde sein „Traum“, von dem er in seiner berühmten Rede von 1963 vor mehr als 100 000 Bürgerrechtlern in Washington gesprochen hatte, Wirklichkeit: Der Traum von der Gemeinschaft aller Menschen und Rassen in Gerechtigkeit und Brüderlichkeit. Seine Sache ging weiter. Es war ja die seines Herrn und Meisters Jesus, des gewaltlosen „Friedefürsten“. Von ihm, seinem Einzug in Jerusalem und seiner Bergpredigt, hatte er die Nachfolge gelernt. Das sollte auch im Tode noch gleichnishaft an dem Maultierkarren sichtbar sein. Von Jesus wusste der tatkräftige Visionär, dass es durch Not, Leiden und Tod letztlich zum Sieg – zur Menschenwürde und zum wirklichen Leben – geht. Für seine schwarzen Schwestern und Brüder hieß das: zur Freiheit, zum Frieden, zum Licht und zur Menschenwürde gelangen.

So erleben wir, dass wo die Ideen von Friedensstiftern aufgenommen und gelebt werden, Umdenken und Versöhnung geschieht. Das alles hat damals mit Jesus angefangen. Das wirkt noch heute und wird einmal durch den wiederkommenden Christus vollendet werden. Erinnern wir uns:

Vermutlich kurz vor dem Passahfest des Jahres 30 nach Christi Geburt reitet ein Mann durch das Osttor Jerusalems auf einem Esel, dem Tier des Friedens und des Messias, in die heilige Stadt ein. Eine sehr große Menschenmenge begleitet ihn. Er bringt denen, die ihm Hosianna (= hebräisch: „Heil dir, hilf doch!“) zurufen den Frieden. Auch heute, wo in Israel-Palästina immer wieder bewaffnete Auseinandersetzungen stattfinden, verstärkt sich die Sehnsucht nach dem Bild des Friedens: Die Kanonenrohre und Wurfgeschosse

schweigen! Stattdessen: Friedliche Esel und gewaltlose Herren! Statt einer Menge, die sich über gelungene Kampfesaktionen freut, eine Menge, die die Palmen der Gewaltlosigkeit schwingt. Menschen, die sich nicht aus Trauer über ihre Toten die Kleider zerreißen, sondern ihre Kleider allen Friedensbringern auf den Weg legen. Jesus will verzagten, gestrauchelten, verirrt und verblendeten Menschen wieder eine Chance geben. Er kommt auf einem Esel geritten, dem Königstier, aber auch vor allem als Lasttier gebraucht und – obwohl zeitweilig störrisch – dennoch ein Friedentier. In der Bibel ist der Esel das Tier des Christus, das – die Alltagslasten und die schlichten Menschen tragend – doch gewürdigt wird, die kostbarste Last auf Erden und den wertvollsten Menschen, den Sohn Gottes und Messias, zu tragen. Bald werden wir uns wieder an den Krippenfiguren erfreuen dürfen und gewiss gehört das Symbol des Esels an die Krippe, zum schwachen Jesuskind, denn er ist der sanftmütige Friedenskönig. Vom hohen Ross der brutalen Herrscher will er nichts wissen. Er begibt sich in die Niederungen des Staubs der Straße, in die Unbequemlichkeit des Eselrittes. Er will damit sagen: Ich nehme Anteil an euren Lasten und Alltagsorgen. Ich kämpfe aber mit friedlichen Mitteln.

Manche fragen: Wer ist der? Zunächst jedoch breitet das Volk intuitiv die Kleider auf den Weg, damit er bequem und ohne Straßenstaub reiten kann. Dazu die Palmen als „verlängerte Arme“, um von ihm gesehen zu werden und der Freude so richtig Ausdruck geben zu können. Und bei manchen mag die Hoffnung mitschwingen: Befreit er uns von allem, was von uns Besitz ergriffen hat? Von den römischen Besatzern und ihrem „Gott-Kaiser“, aber auch von unseren Sünden? Und so stimmen sie das Hosanna dem Sohn Davids an. Da schwingt die Sehnsucht und Hoffnung auf ein geeintes, befriedetes Reich Israel mit, wie zur Zeit des Königs David. Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn. Man findet sich eins im Glauben an den unsichtbaren, ewigen Gott! So singen sie ihr Hosanna in der Höhe! Das Heil, das der „Gott-Kaiser“ in Rom für sich beanspruchte, es gebührt dem Herrn der Himmelsheere und seinem Christus. Ohne Zweifel ist mit Jesu Kommen in die Welt etwas Besonderes geschehen. Freund und Feind, Mächtige und Ohnmächtige haben seine Vollmacht gespürt. So fürchten sie ihn oder suchen seine Nähe und Heilung bei ihm. Wer ist der? Das Heil und der Frieden des Christus blieben bei denen, die in seinem Zug mitgingen, an seiner Seite als Jünger wanderten und seine gute Botschaft verkündigten.

Durch Jesu Wort des Friedens zwischen Gott und Mensch und seinen Aufruf zu Versöhnung und Gewaltlosigkeit wirkt der Geist des lebendigen Christus in unserer Welt – auch heute! Wer ihm die Tore der Städte und Dörfer und besonders seines eigenen Herzens öffnet, der hat diesen Frieden im Hause. Welche Zeichen will der Herr dann heute durch uns setzen? Wir denken in dieser Adventszeit an alle Schwachen, Hungernden, Obdachlosen. „Brot für die Welt“ wird erbeten. Der große Eröffnungsgottesdienst fand gestern in der Christkirche in Rendsburg statt. Weil er uns als Schöpfer und Erlöser mit dieser herrlichen Welt und mit dem Brot des Lebens beschenkt hat, heißt es, gerecht alle Güter zu verteilen. In seinem Namen sollen wir uns an die Seite der Schwachen und Opfern von Krieg und Gewalt stellen. Indem wir uns selbst zurücknehmen und nicht immer nur auf unserem Recht und unserer Macht beharren, können wir Zeichen des Friedens und der Versöhnung setzen.

Es ist gut, dass Jesu Gnade uns trägt. Wir müssen nicht auf unsere eigene Leistung pochen. Wir dürfen unsere Kleider auf seinen Weg legen, weil wir durch Nichts uns vor ihm überdecken und durch Nichts vor ihm uns auffällig zeigen müssen. Alles können wir ihm ablegen und uns mit seiner Gnade schmücken und bekleiden lassen.

Auch haben wir Christen am Bild des Lasttieres zu lernen: Vom Pferd der „Kreuzritter“ herab- und auf den Esel aufzusteigen, sprich, in Wort und Tat der Gewaltlosigkeit, der Versöhnung und des Friedens miteinander umzugehen. Wir sagen doch manchmal selbst: „Steig mal herab von deinem hohen Ross!“ Sich auf das Zeichen des Esels einzulassen,

birgt zwar die Gefahr, von anderen als „dummer Esel“ bezeichnet zu werden, doch behält dies Symbol der Liebe und der Gewaltlosigkeit letztlich den Sieg! Diesen Geist, den Jesus in seiner Bergpredigt heraufbeschworen hat: Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen (Mt 5,44), brauchen wir. Denn jeder weiß, was an eigenem Gewalt-, Hass-, Unrechts- und Streitpotenzial in uns steckt. Darum lasst uns bitten, dass sich unser Ruf vereine in dem einzigen Jubelruf: Heil dem in der Höhe, dem Christus, der im Namen des Herrn, unseres Gottes, kommt, – dass er in unsere Herzen komme.

„Er kommt zum Weltgerichte“ heißt es in Paul Gerhardts Lied „Wie soll ich dich empfangen“. Der Dichter und Pfarrer hat das Lied fünf Jahre nach Beendigung des furchtbaren Dreißigjährigen Krieges, in dem er selbst unsagbar gelitten hat, geschrieben. Sein Glaube blieb unerschütterlich: Einst bricht für alle der Tag des großen Einzugs des wiederkommenden Messias an. Er kommt, sagen wir es im Bild, durchs „Himmelstor seines Vaters“ und hält Gericht im Namen des Herrn. Wer auf seinen Namen getauft ist und ihn in Wort und Sakrament „Herr sein ließ“, der wird nicht „draußen vor der Tür“ stehen bleiben. Er darf Jesu Wort „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters“ hören.

Die Advents- und Weihnachtslieder erinnern uns daran, dass einmal die letzte, große „Weihnachtstür“ aufgeht und sich für Menschen, die an den Adventskönig geglaubt und seine Gewaltlosigkeit gelebt haben, die lichtdurchflutete Weihnachtsstube auftut. Machen wir dafür unsere Herzen bereit! Sagen wir es allen: Eine große Zeit ist angebrochen – damals, mit dem Einzug Jesu in Jerusalem auf dem unscheinbaren Esel. Heute zieht er wieder vorbei. Palmen gibt es genug, um ihm unsere Liebe zu zeigen. Und er wird wiederkommen, morgen! Und für alle: damals, heute und morgen, gilt der Ruf, in den wir einstimmen dürfen: Hosanna dem Sohn Davids! Gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe! Amen.

08.12.2008 (MH)

Lukas 21,25-33

„Wie soll ich dich empfangen und wie begegn ich dir“, so fragt der Liederdichter Paul Gerhardt. Das Jahr 1653 gilt als Zeitpunkt der Erstveröffentlichung dieses gern gesungenen Liedes, das namhafte Komponisten zu eigenen Vertonungen inspirierte. Bis heute blieb die Frage aktuell. Wie bereiten wir uns vor auf das, was wir sehnsüchtig erwarten: „O aller Welt Verlangen, o meiner Seelen Zier?“ Der Gesang nimmt die Sehnsucht unserer Herzen auf. Wir sehen dem Geburtstagsfest Jesu Christi entgegen. Es ist Adventszeit. In altkirchlicher Tradition eine Zeit innerer Erneuerung. Elemente äußeren Putzes treten bewusst zurück. Das Fasten steht im Vordergrund. Eigenes Fehlverhalten wird genau unter die Lupe genommen: „Mensch, was machst du da für einen Blödsinn!?“ Was fehlt dir wirklich, wenn du all die Eitelkeit weglässt? Um ganz persönliche Schuld geht es. Der Anblick chaotischer Lebensmissstände lenkt die Blickrichtung auf das, was die Sünde anrichtet.

Für sie ist gerade zu stehen. In der Bitte um Vergebung ist das Eingeständnis gut aufgehoben und ein Neuanfang markiert. Wem vergeben wird, der hat Anlass zu feiern. Die liturgische Farbe Violett ist ein Zeichen dieser Tradition. Für uns ist sie Erinnerung, nicht vor der Zeit zu feiern. Das Fest will vorbereitet sein. Der biblische Text für den 2. Sonntag im Advent ist ein Leitfaden, der unserer Vorbereitung Struktur geben will.

(Lesung des Predigttextes: Lk 21,25-33)

Beim Hören dieser Worte kommt zunächst keine Festtagsfreude auf. Keine Erinnerung an das Geburtstagskind. Der Evangelist Lukas lässt den erwachsenen Jesus reden, und während in unseren Breitengraden eine weiße Weihnacht Anlass zur Freude wäre, ist hier von Bäumen die Rede, die den nahenden Sommer ankündigen. Auf diese Jahreszeit sind wir nicht eingestellt. Ein zeitlicher Irrtum? Nein. Es redet der zu uns, der Anlass freudiger Erwartung ist. Er will wiederkommen! Was bekäme er zu sehen?

Sonne, Mond und Sterne gehen zwar noch zur rechten Zeit auf und nieder, aber wir wissen, dass die Sonne vielerorts gnadenlos brennt. Gigantische Klimawechsel kündigen sich an. Der Lebenszyklus ist gestört. Menschen reagieren wetterfühliger, wechselhafter himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt. Pflanzen und Tierarten wandern aus oder verschwinden völlig. Malerisch schöne Landschaften wie die Fjorde und Seen Skandinaviens sind gefährdet. Ihr Wasser tötet Lebewesen. Es ätzt wie Säure. Noch gibt es zwar genug andere Lebensmöglichkeiten, doch wir ahnen schon: Das ist nicht die letzte Katastrophe. Wir sind gewarnt. Hastig und eilig werden spektakuläre Szenarien entworfen, um das Übel zu bannen. Die Greenpeace-Bewegung hat sich in dieser Weise einen Namen gemacht. Nüchternere lassen es andere angehen. Bürgerinitiativen und nicht zuletzt Politiker sind bemüht, das Chaos zu ordnen. Die experimentelle Medizinforschung meint, die Gefährdung des Lebens wirksam bekämpfen zu können. Das Leben scheint grenzenlos optimierbar.

„Die Zöllner“, eigentlich Wächter an den Schranken zur Regulierung der Ströme von Macht und Reichtum, in diesem Fall aber ein Ostberliner Band mit ihrem charismatischen Frontsänger Dirk Zöllner, textete in einem Titel kurz vor der Jahrtausendwende: „Die Herren vom Syndikat reiben sich die Hände/ Die Sensation steht bevor/ Es ist geschafft, das Übel hat ein Ende/ Es brodelt schon im Labor/ Eine neue Art allererster Sorte/ Völlig perfekt. Endlich ist es soweit/ Goldene Zeiten/ Der erste Mensch nach Maß/ Entsteht für sie im Glas/ Das Syndikat will die neue Schöpfung formen/ Ein Wesen ohne Gefühl/ Für die Herren dieser Welt, nach ihren eigenen Normen/ Völlig steril/ Eine neue Art: Vom alten Übel frei/ Ohne Illusionen. Das Chaos ist vorbei/ Die Welt wird neu geschaffen. Die Zukunft hat begonnen.“

Na, hoffentlich nicht! Was für ein Schrecken!

Die Forderung nach einem neuen Menschen ist ein vernichtendes Urteil über das eigene Menschsein. Schauen wir auf den, der schon gekommen war und der wiederkommen will: Jesus Christus! Unsere Gestalt nimmt der Sohn Gottes an. Sehen wir genau hin: Er ist ein Mensch wie wir! So will es Gott. Er sagt Ja zum Menschen. Richten wir uns auf und halten Ausschau! Gottes Reich wird kommen und sein Wille wird geschehen im Himmel wie auf Erden. Bitten dürfen wir ihn, unseren Vater im Himmel: Er möge alle Angst von uns nehmen und uns Vertrauen schenken in seine Macht und Güte.

Im Gleichnis vom Feigenbaum wird uns die Wirkkraft der Zeit vor Augen geführt. Schon eine kurze Zeit verändert. Zeit, in der Wärme und Regen ihre Kraft entfalten und der Baum neu austreiben kann. Wann? Das ist jedes Jahr ein Geheimnis der Natur. Sie hat ihre eigenen Regeln. Gründlich haben wir sie studiert, aber wir beherrschen sie nicht. Hin und wieder gibt sie unserem Streben nach Allmacht einen Dämpfer und schlägt zurück. An uns ist es, mit ihr nach Lebenskraft zu streben. Mehr liegt nicht in unserer Macht. Die verschwenderische Fülle an Möglichkeiten will gesehen und dankbar angenommen sein. Das Verharren in bedrückender Angst und Sorge verdunkelt den Blick. Unser Leben will lieb gewonnen sein, so wie es ist.

Gott ist ein Liebhaber des Lebens. Die Liebe zum Lebendigen kommt durch ihn zu uns. Begegnen wir ihm mit Hingabe an unser Leben. Schöpferische Tatkraft ist wünschenswert, und klare Visionen, die von verständiger Liebe inspiriert sind. Verweigerung wäre Sünde. Schönes und Gutes ist uns gegeben, das von uns genutzt und richtig aufgeputzt sein will. Wahnsinn wäre es zu glauben, alles sei möglich. Grenzen sind uns gesetzt. Sie wollen ernst genommen sein.

Die Geschichte des Menschensohnes ist offen. Sie ist nicht zu Ende. Er wird wiederkommen und sein Wort einlösen. Das ist unser Hoffnungspotenzial. Wer sich an Jesu Wort hält und nach dem Willen seines Vaters im Himmel fragt, der hat eine Chance, bedrückende Grenzen zu überwinden. Ist er in unserer Lebensgeschichte bei uns, dann wird er sie zu einem guten Ende bringen, wenn wir an unsere Grenzen stoßen. Kein Moment des

Glücks, von uns oft nur gering geachtet, wird bei ihm vergessen sein. Keine Träne, von uns als sentimental abgetan, wird bei ihm verloren gegangen sein. Bei ihm finden wir Zeit und Ruhe, uns selbst zu begegnen. Bitten wir ihn, dass er vollende und zurechtbringe, was uns nicht möglich ist.

Das rechte Bitten will gelernt sein. Mancher Wunsch wäre besser nicht in Erfüllung gegangen. Die Bitten des Vaterunsers seien uns willkommen in einer Zeit, in der das rechte Wünschen ansteht. So sei auf jeden Wunschzettel geschrieben:

- Unser tägliches Brot gib uns heute: Denken wir nicht zu weit voraus! Schauen wir auf den Abend vor dem Morgen!
- Vergib uns unsere Schuld: Lassen wir los, wo Übel uns bindet! Verbinden wir Wunden, die wir geschlagen haben!
- Wie auch wir vergeben unseren Schuldigern: Geben wir anderen eine Chance uns neu zu entdecken! Sehen wir auf das, was der andere braucht!
- Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse von dem Bösen: Lassen wir uns versöhnen mit der Unvollkommenheit menschlichen Tuns! Vertrauen wir unsere Sehnsucht dem Vater im Himmel an! Er kann sie stillen. Erkennen wir die Möglichkeit an, dass es nicht so kommt, wie wir uns das gewünscht hatten!
- Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Die Erfüllung unserer Hoffnungen und Wünsche braucht Zeit. Zeit, die Gott uns schenken kann.

Lauschen wir dem Gespräch zweier Menschen, die eine Ahnung haben von den Folgen zu hoch dosierter Temposchübe: „Haben Sie schon gehört: Die Schwerkraft soll sich nicht mehr mit dem Elektronenbeschleuniger vertragen. Ach, was! Haben Sie schon gehört: Die Sonne verträgt sich nicht mehr mit dem Mond, der Mond nicht mehr mit den Sternen. Ach, was! Haben Sie schon gehört: Die ganze Welt gerät aus den Fugen. Ach, was! Haben Sie schon gehört: Es soll Leute geben, die sehen das und behaupten trotzdem, wir hätten unsere Zukunft noch vor uns. Ach, was! Haben Sie schon gehört: Diese Leute, sie sehen, dass alles aus den Fugen gerät, und lassen doch den Kopf nicht hängen. Im Gegenteil: Sie versuchen immer wieder hier und da was ins Lot zu bringen und behaupten allen Ernstes, dass sich das lohnt. Na, hoffentlich!“

Nehmen wir uns die Zeit, geduldig zu bitten. Es ist gut möglich, dass wir eine Sternstunde erleben. Denn, wenn der Himmel hell und klar ist, gehören die Sterne mit zum Fest. Der eingangs zitierte Liedtexter Paul Gerhardt weist uns mit seinen Worten in dieselbe Richtung, wenn er seiner Frage die Bitte zufügt: „O Jesu, Jesu, setze mir selbst die Fackel bei, damit, was dich ergötze, mir kund und wissend sei.“ Amen.

2009

13.02.2009 (DBH)

Lukas 8,4-15

Wer Ohren hat zu hören, der höre! – Was hören wir mit unseren Ohren? Höre ich nicht schlicht und einfach das, was an Geräuschen an mein Ohr dringt? Nehmen wir den Beginn des Tages: Nicht selten ist das Klingeln meines Weckers der erste Ton, der mein Ohr erreicht. Ein andermal ist es das Läuten des Telefons. Aber da gibt es auch noch die Glocken vom Kirchturm, den Presslufthammer der Baustelle nebenan, das Gezwitscher der Vögel, die vertrauten Stimmen aus der eigenen Familie. Ganz verschieden sind die Töne, die da jeweils als erster Klang des Morgens an mein Ohr dringen. Der Wecker oder die Glocken, der Presslufthammer, die Vögel oder die Stimme eines vertrauten Menschen: Recht zufällig erscheint da, was mich einstimmt auf den kommenden Tag. Und doch gibt der erste Ton immer wieder die Stimmung vor für den Tag. Die Stimmen, die wir hören, bestimmen über unseren Tag. Das gilt nicht nur für den Beginn des Tages, sondern für seinen ganzen Verlauf. Ich höre auf das, was an mein Ohr dringt. – Aber dringt alles, was an Geräuschen da ist, auch zu meinem Ohr vor? Und erreicht es gar mein Herz? Ich will Ihnen dazu eine kleine Legende erzählen:

Ein Indianer besuchte einen weißen Mann in der Großstadt. Mitten im Verkehrslärm sagte er: „Ich höre eine Grille, ganz in der Nähe.“ – „Du musst dich täuschen, hier gibt es keine Grillen!“ Der Indianer ging ein paar Schritte, schob an einer Hauswand die Blätter des wilden Weins auseinander, und da saß tatsächlich eine Grille. Der Weiße sagte: „Indianer hören eben besser als wir.“ Der Indianer erwiderte: „Da täuschst Du Dich“ und warf eine Münze auf das Pflaster. Alle Vorübergehenden drehten sich um. „Siehst du, es kommt eben darauf an, worauf man hört!“

Wer Ohren hat zu hören, der höre! – Was sonst sollten wir tun mit unseren Ohren als hören! Und doch: Was so selbstverständlich klingt, das Hören, ist offenbar so selbstverständlich nicht. Bei der Frage, was wir hören, ist immer schon die andere Frage mitgestellt: Worauf hören wir? Wo wir fragen, welche Töne an unser Ohr dringen, fragen wir immer auch: Welches Geräusch erregt meine Aufmerksamkeit? Ja mehr noch: Welches Geräusch bringt uns in Bewegung? Das Zirpen der Grille führt den Indianer dazu, sich zur Grille zu bewegen und sie seinem Gesprächspartner zu zeigen. Und das Klingeln der Münze auf dem Pflaster veranlasst die Umstehenden, sich nach ihr umzudrehen. Nicht nur das Hören des Weckers am Morgen bringt uns in Bewegung. Die Stimmen, die an unser Ohr dringen, verschaffen sich Gehör. Sie bringen uns in Bewegung, wir gehorchen ihnen. Was sich Gehör verschafft, besitzt Autorität. Es bewegt uns in seine Richtung, es fordert unseren Gehorsam.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es lohnt sich, diese Aufforderung Jesu zunächst einmal als Frage zu verstehen: Als Rückfrage an uns: Was bringt uns in Bewegung? Was weckt unsere Aufmerksamkeit? Was bestimmt uns? Ich vermute, kaum jemand von uns würde hier eine einzige Stimme nennen können, auf die er oder sie hört, der er oder sie also gehorcht. Weder die Grille allein, noch die Münze, aber auch nicht nur Gott, nur die Familie, oder nur die eigene Arbeitszeit, die der Wecker diktiert. Viele Stimmen dringen an unser Ohr und fordern unser Gehör, unsere Aufmerksamkeit und unseren Gehorsam. Diese Stimmen dringen über unser Ohr ein in unser Herz und nehmen uns gefangen. Die Stimmen mögen aus ganz unterschiedlichen Bereichen an uns herantreten. Da ist die verführerische Stimme der Geldmünze: „Hör doch auf mich! Ich verspreche dir, dass du dir durch mich das kaufen kannst, was du willst!“ Hier ist die schmeichelnde Stimme der Schönheit: „Höre, was ich dir sage! Sei stolz auf deine Schönheit und deine Gesundheit!“

Sie ist dein höchstes Gut!“ Vielleicht hören Sie aber auch die freundliche Stimme der Grille: „Freu dich an der Natur! Sie ist das Beste, was du hast. Ohne sie bist du nichts!“ Oder verschafft sich bei Ihnen die ängstliche Stimme der Sorge Gehör? „Sei vorsichtig! Du musst gut aufpassen! Vergiss nie deine Kinder bei dem, was du tust!“

So nebeneinander gestellt wird deutlich, wie viele verschiedene Stimmen unser Herz in Beschlag nehmen. Im Alltag haben wir uns nicht selten arrangiert mit diesen unterschiedlichen Stimmen, die unseren Gehorsam verlangen: In der Arbeit folge ich der Stimme des Geldes oder einfach der des Chefs. In der Familie höre ich auf die Bedürfnisse meiner Nächsten. Beim Sport tue ich etwas für meine Gesundheit, und am Sonntag gehe ich in den Gottesdienst, um auf Gottes Wort zu hören. All diese Stimmen mögen für mich eine ganze Weile scheinbar schieflich-friedlich nebeneinander zu hören sein. Doch dann und wann geschieht es, dass sie in Widerstreit miteinander geraten. Dann wird deutlich, dass all diese Stimmen im Grunde darum ringen, mich in Besitz zu nehmen. Dann sehe ich, manchmal blitzartig: Mein Herz ist ein heftig umkämpftes Feld. Ein Feld, auf dem es darum geht, welcher Stimme ich letztlich Gehorsam schenke. Der Kampf um das menschliche Herz ist darin immer auch ein Kampf darum, wem der Mensch gehört.

Die Frage, wie es um die Eigentumsverhältnisse in unserem Herzen bestellt ist, hat sich schon immer mit unserem heutigen Predigttext verbunden. „Hört, ihr Leut und lasst euch sagen: Unsre Glock hat vier geschlagen! Vierfach ist das Ackerfeld: Mensch, wie ist dein Herz bestellt?“ So hieß es im bekannten Nachtwächterlied des Mittelalters zur entsprechenden Stunde. Mensch wie ist dein Herz bestellt? Wer bestellt unser Herz? Wem gehört der Mensch? – In unserem Predigttext deutet Jesus den Samen als das Wort Gottes. Dieses Wort im Leben hören und bewahren ist die Bestellung unseres Herzens, auf die unser Predigttext zielt.

Jesus erzählt seine Gleichnisse, um die Menschen zum Hören zu führen. Warum bestellt Jesus unser Herz über das Hören? Das Hören bringt in Bewegung, habe ich gesagt. Die Bewegung, die ausgelöst wird, ist sichtbar. Aber davor liegt etwas anderes: Der Klang, das Hören: Das ist immer Wahrnehmung des Unsichtbaren. Deshalb hat das Hören so viel mit dem Glauben zu tun. Das Hören bildet an sich schon einen Kontrast zu dem, was sichtbar vor Augen liegt. Was ich höre, dringt in mich ein, bemächtigt sich meiner. Aber was ich höre, schließt stets auch meine aktive Beteiligung und Bewegung ein: Mein Glauben und mein Vertrauen sind gefordert. Passivität und Aktivität, Innen und Außen kommen im Hören zusammen. Hören ist Herzenssache, ist Vertrauenssache. Deshalb kennt der Glaube keinen besseren Weg als den des Hörens. Der Weg des Hörens ist dabei ein Weg, der die Zeit ernst nimmt. Das Hören öffnet das menschliche Herz für neue Möglichkeiten. Auch deshalb passen das Hören und der Glaube so gut zusammen: Der Glaube begnügt sich nicht mit dem, was schon da ist und was für alle zu sehen ist, sondern vertraut auf die neuen, auf die schöpferischen Möglichkeiten Gottes.

Spätestens hier ist es nun höchste Zeit auf den Sämann und das Säen zu sprechen zu kommen, von denen in dem Gleichnis die Rede ist, das Jesus erzählt. Im Grunde habe ich die ganze Zeit schon davon gesprochen. Denn im Bild des Sämanns und des vierfachen Ackerfeldes erzählt Jesus von der Bestellung des menschlichen Herzens. Wie bestellt Gott also hier das menschliche Herz?

Hier wird nicht die klingende Münze hingeworfen, die sich sogleich der Aufmerksamkeit sicher sein kann. Hier verstreut einer scheinbar verschwenderisch Saatgut und nimmt in Kauf, dass ein Teil davon keine Frucht bringen wird. Ein großzügiger und gelassener Sämann begegnet uns da. Nüchtern erzählt Jesus, wie der eine Teil der Aussaat zertreten wird, der andere verdorrt und der dritte Teil unter den Dornen erstickt. Aber der vierte Teil, der geht auf und bringt reichen Ertrag. Jesus erzählt hier eine Geschichte der Verschwendung, der Widerstände und der Enttäuschung, aber auch eine Geschichte der Geduld und des überschwänglichen Ertrags.

Jesus erzählt diese Geschichte. Er bringt sie Menschen zu Gehör. Er malt nicht ein Bild mit vier gleich großen Ackerfeldern, wie es die christliche Tradition alsbald getan hat. Er sagt nicht: „Schaut auf dieses Bild! Links seht ihr die Anderen und rechts oben seht ihr euch selbst, die Gläubigen!“ Sondern er schließt die Erzählung des Gleichnisses mit den Worten: Wer Ohren hat zu hören, der höre. Noch einmal also: Was heißt es, diese Geschichte zu hören? Mit dem Hören kommt Bewegung in diese Geschichte. Indem Jesus sie erzählt und sie uns zu hören gibt, werden die Widerstände plastisch, die dem Wort Gottes im Weg stehen. Widerstände nicht nur bei den anderen, sondern Widerstände oft genug bei uns selbst. Mit dem Erzählen und mit dem Hören bleibt die Geschichte aber nicht bei diesen Widerständen stehen, denen das Reich Gottes begegnet. Sondern die Geschichte findet ihren Weg zu dem großen Ertrag, der an ihrem Ende steht. Einem Ertrag, der erst durch die verschwenderische Aussaat möglich wurde. Ein Ertrag, der zugleich über das hinausgeht, was die Aussaat erwarten ließ. Denn dieser Ertrag hat mit dem zu tun, was bei den Hörerinnen und Hörern dieses Gleichnisses aufgeht: Festgetrampelter Boden kann durch Krisen aufgebrochen werden. Jemand kann Zugang zur eigenen Tiefe gewinnen. Schwache Pflanzen können erstarken, wachsen und Frucht tragen. Das Hören des Gleichnisses nimmt uns mit hinein in die Kraft der Bewegung des Sämanns. Es ist die Bewegung des Reiches Gottes. Das Kommen dieses Reiches ist der Ton, der in der Botschaft Jesu Christi an unser Ohr dringt. Dieser Ton gibt die Stimmung vor nicht nur für einen Tag, sondern für alle Tage unseres Lebens. Amen.

16.03.2009 (MH)

Lukas 9,57-62

Bei diesen Worten Jesu über die Nachfolge erschrecke ich jedes Mal. Ich empfinde sie als Zumutung. Was Jesus da von den drei Männern verlangt, ist ziemlich radikal. So radikal dachte ich auch mal als Student und als junger Mann. Das gehört zur Jugendlichkeit dazu, das Aufbegehren, Protestieren, alles anders machen und möglichst viel verändern wollen. Wer als junger Mensch nicht radikal ist, wird nicht erwachsen, sagt man.

Aber heute bin und denke ich anders. Heimatlosigkeit, Ruhelosigkeit, Rücksichtslosigkeit, Pietätlosigkeit – das ist nicht mein Programm. Ich denke, es ist auch Ihres nicht. Ich habe zu viele „Radikalinskis“ erlebt, die blindwütig ihre eigenen Ziele verfolgten.

Ich habe zu viele *Aussteiger* erlebt, die mit dem alltäglichen Leben gebrochen haben.

Zu viele *Fanatiker*, die in der Gewalt ein Mittel für ihre politischen Ziele sahen oder aus lauter Verzweiflung Amok liefen und schreckliches Verderben anrichteten, wie wir in der letzten Woche erleben mussten.

Ich habe manche *Sektenmitglieder* erlebt, die ihrem religiösen Anführer absoluten Gehorsam und Treue bis in den Tod geschworen haben.

Zum *Mönch* oder gar *Eremiten* tauge ich auch nicht. Ich will kein Weltflüchtling sein. Ich mag dieses laut propagierte Entweder-Oder nicht, so wenig wie die billige Schwarz-Weiß-Malerei: gut oder schlecht, stark oder Schwächling, Gewinner oder Verlierer. Ich liebe eher die Farbe Grau.

Das Geschehen zwischen Jesus und den drei Männern klingt zunächst so, als fordere Jesus hier von ihnen und auch von uns Gehorsam: „Hacken zusammenschlagen!“, „Du hast zu gehorchen“, „das musst du einfach glauben.“ „Wenn du ein guter Christ sein willst, musst du so leben, wie Jesus es hier verlangt.“ Das war früher. So hat man Christsein verstanden und Kinder erzogen.

Sie kennen das doch auch: „Was auf den Tisch kommt, wird gegessen!“ „Du hast zu gehorchen. Kritik und Widerreden sind nicht erlaubt.“

Die alten Menschen kennen noch diese blinde Gefolgschaft: „Führer befehl, wir folgen dir!“ Andere Völker haben dasselbe erlebt mit Stalin, MaoTse-tung, erleben es heute mit Osama bin Laden.

Sollte Jesus solche bedingungslose Gefolgschaft verlangen? Ich bezweifle, dass Jesus hier autoritär und radikal unbedingten Gehorsam verlangt. Die Zweifel daran werden bestätigt, wenn wir genauer in unseren Text hineinhören.

Da fällt auf, dass von keinem der Drei erzählt wird, dass er das, was Jesus ihm zumutete, auch getan hat. Beim Ersten nicht, der Jesus freiwillig auf seinem Weg zum Kreuz folgen wollte. Beim Zweiten nicht, der erst noch seinen Vater beisetzen will, bevor er mit Jesus geht. Und beim Dritten auch nicht, der sich verständlicherweise erst noch von den Seinen verabschieden will.

Keine Antwort, keine Reaktion, weder positiv noch negativ. Die Drei sind also keine Glaubenshelden. Aber sie sind auch keine Beispiele für radikale Nachfolge oder blinden Gehorsam. Vielleicht waren sie auch schockiert oder ernüchtert. Oder sie hatten Bedenken, ob sie so konsequent leben könnten, wie es hier gesagt wird. So etwas will ja immer gut überlegt sein. Die eigenen Kräfte zu prüfen, das gehört zu einer verantwortlichen Entscheidung dazu. Sonst kommt vielleicht die Seele nicht mit.

Blinden Gehorsam hat Jesus also nie verlangt. Eiserne Disziplin und Aufgabe des eigenen Denkens und Willens und eigener Verantwortung hat er auch nicht beansprucht. Das würde er auch nicht von uns heute fordern.

Jesus will sehende, überlegende und verantwortliche Nachfolger. Wer mit ihm gehen will, muss wissen, worauf er sich einlässt. Da wird es dann ernst und ganz sicher kein Spaziergang. Der Weg mit Jesus führt durch keine Prachtallee. Das macht Jesus hier unerbittlich deutlich mit seinen radikalen Forderungen.

Schauen wir also noch einmal tiefer in diese drei Worte Jesu über die Nachfolge.

Da ist *der Erste der Drei* mit ihm auf dem Weg und sagt überzeugt und aus freien Stücken: „Ich will dir folgen, wohin du gehst.“ Die Antwort Jesu muss ihn desillusioniert haben. Er mag wie vor den Kopf gestoßen sein: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlege.“ Nichts hat er, was zum Leben dazugehört: nicht Heimat, keine Orte zum Rückzug, keine Geborgenheit. Unstet und flüchtig ist er, wie es von Kain berichtet wird, der seinen Bruder Abel erschlagen hat. Und denen, die mit ihm gehen wollen, verspricht er nicht Geborgenheit, nicht Segensfülle und Sinnfülle, keine Horizonterweiterung, kein Elitebewusstsein, keinen Lohn. Kann man mit diesem Jesus gehen?

Man muss wissen, was man tut. Und was einen erwarten kann. Mit ihm zu gehen ist ein Wagnis. Es kann ganz anders kommen als gewünscht und erhofft. Das Leben wird nicht automatisch leichter. Es kann beschwerlich und anstrengend werden. Es gibt keine Sicherheit und Garantien für ein glückliches oder leichtes Leben. Jesus hat keine feste Bleibe. Aber er hat eben auch keine feste Lehre. Und er hat auch kein festes christliches oder moralisches Programm. Er sagt nicht, was wir in bestimmten Situationen und bei schwierigen Entscheidungen zu tun haben. Er ist keiner, der mich auffordert: „Jetzt gehst du nach links, jetzt gehst du nach rechts, jetzt immer geradeaus.“

So möchten's viele haben, so brauchen es auch viele. Sie brauchen jemanden, der sie führt. Sie brauchen die Mutter Kirche, die sagt, wo's langgeht. „Was ich zu tun und zu lassen habe, soll mir jemand klar sagen.“ Viele suchen einen geistlichen Führer, einen Guru, an dessen Lippen sie hängen und dessen Weisungen sie begierig und folgsam in sich aufnehmen. So einer ist Jesus nicht. Er nimmt uns unsere Entscheidungen nicht ab. Er lässt uns unsere Freiheit. Er will keinen bedingungslosen Gehorsam. Er will selbstständige Menschen, die wissen, was sie tun, Menschen, die sich auf das Wagnis des Glaubens einlassen und bereit sind, Nachfolge als ein Abenteuer des Glaubens zu verstehen, ein Abenteuer mit der Freiheit, die Jesus gibt und nicht nimmt.

Der zweite Mann wird von Jesus direkt angesprochen. Mit drei Worten, die wie ein Befehl klingen: „Folge mir nach!“ Auch der zweite Mann ist bereit, mit Jesus zu gehen. Aber er muss noch vorher etwas Wichtiges tun. Nicht für sich, er muss noch seinen Vater beerdigen. Das war damals eine heilige Pflicht, sogar heiliger und wichtiger als das Lesen in der Bibel und das Befolgen der Zehn Gebote. Jesus sagt wieder überaus scharf und fast schroff: „Lass die Toten ihre Toten begraben; du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes.“ Damit setzt er die Pflicht nicht außer Kraft. Er setzt sich auch nicht darüber hinweg, dass das Beerdigen aus Liebe geboten ist. Aber sehr klar stellt er heraus, was in einer bestimmten Situation wichtiger ist und weniger wichtig, was erstrangig und was zweitrangig ist. Das, was erste Priorität hat, worauf es wirklich ankommt, ist seine Nachfolge.

Dieses Wort ist ein provozierender Satz, der mich prüfen lassen will, was mich frei macht und was mich bindet, was mein Leben wirklich ausmacht oder was es bedeutungsloser für mich macht. Mit diesem schroffen Wort plädiert Jesus für das Leben und gegen den Tod. Es ist geradezu eine Kampfansage an den Tod und alles, was seine bedrohende Macht steigert. Arbeit für das Reich Gottes ist Abschied vom Tod. Mitten im Leben gilt es, den Tod zu verabschieden und nicht Abschied vom Leben zu nehmen, ein Licht anzuzünden in der Dunkelheit und in der Angst vor dem Tod, der so eine unermessliche Macht hat.

Ein Prediger hat das einmal sehr schön so gesagt: Wer ein Licht anzündet, nimmt Abschied von der Vergangenheit, sagt Adieu. Und Adieu-Sagen heißt auf Deutsch: Gott befohlen! Indem wir Gott anbefehlen, was war und auch was sein wird, haben wir die Prioritäten in unserem Leben richtig und gut gesetzt. Dann haben wir die Freiheit, nicht nur der Vergangenheit, sondern auch dem Tod schon jetzt Adieu zu sagen. Das ist eine Freiheit, die Erfahrungen mit Abschied und Verlusten einschließt. Sie bedeutet auch Sterben mitten im Leben. Aber wer Jesus folgt, ist dennoch ganz und gar für das Leben da.

Auch der dritte Mann ist bereit, mit Jesus zu gehen. Er will nur noch schnell Abschied nehmen von den Seinen. Das kann man ihm nicht verdenken. So sang- und klanglos weggehen – das ist keine Lebens- und Liebesart. Ein Abschied muss klar und bewusst vollzogen werden. Sonst bleibt zu vieles unausgesprochen und ungeklärt. Auch das stellt Jesus nicht in Frage. Aber mit seinen Worten „Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reich Gottes“ sagt er etwas Entscheidendes und Wichtiges.

Wer nur zurückschaut, lebt nicht im Hier und Jetzt. Wer nur von früher träumt und redet, träumt und redet sich zurück und geht nicht nach vorn. Wer im Gestern bleibt, lebt am Leben vorbei. Loslassen ist eine schwere Kunst. Aber sie kann geschickt machen. Diese große und schwere Kunst ermöglicht es, sich abzuwenden von allem, was uns festhalten will in der Gegenwart und was uns Angst macht vor der Zukunft. Von allem, was uns bindet und fesselt. Was uns verhaftet an uns selbst, an unsere Ängste und Sorgen. Was uns fest und starr macht. Jesus will uns von einem Leben befreien, das uns in den Schraubstock des „Immer-so-weiter“ und des Immer-Gleichen zwingen will. Das ist ein Leben in der Eintönigkeit und im Banalen, ohne offenen Horizont, ohne Weite und ohne Tiefe.

Was Jesu Wort von dem gefährlichen Blick zurück meint, hat Jörg Zink in einem Buch für Konfirmanden einmal treffend so gesagt:

„Du bist zur Freiheit bestimmt. Du kannst dich von sehr vielem lösen, an das andere gebunden sind, von Dingen, von Ansehen oder Besitz. Sie machen deinen Wert nicht aus. Mach dich unabhängig. Und geh deinen Weg unbeirrt geradeaus, wo immer dein Glaube dich hinführt. Und sieh nicht zurück. Lass, was hinter dir liegt, hinter dir, Wichtig ist nur, dass du die Stimme hörst, die dich ruft, und dass du ihr nachgehst. Und nun komm!“ Hätte doch der Junge aus Winnenden diese Stimme gehört! Amen.

04.05.2009 (MH)

Johannes 15,1-8

Als Jesus sagte: Ich bin der Weinstock, mein Vater ist der Weingärtner, da konnte sich jedes Kind in Israel etwas darunter vorstellen. Nicht nur, weil es in Israel viele Weinberge gab, sondern auch, weil das Bild vom Weinstock und dem Winzer in der hebräischen Bibel verbreitet ist. Der Weinstock, das ist das Volk Israel, der Weingärtner, das ist Gott, der sich um sein Volk kümmert. Er hat es wie einen Weinberg gepflanzt, er pflegt und beschützt es. Nur, und das beklagten die Propheten seit langem, Gottes Mühe war oftmals erfolglos. Der Weinstock Israel brachte nicht die Frucht, die Gott von ihm zu Recht erwartete!

Wenn Jesus nun sagt: Ich bin der wahre Weinstock, dann meint er, dass bei ihm Gott nicht vergeblich auf die Frucht wartet. Er ist in seinem Leben und in seinem Sterben Gott gehorsam.

Die Frucht des Weinstocks wird durch die Reben erbracht. Das sind seine Jünger, das sind wir. Da wird uns vielleicht ein wenig mulmig, und wir fragen uns, ob Jesus durch uns wirklich immer die Frucht erbringt, die Gott erwartet und die zu Gottes Verherrlichung dient.

Die Frucht des Weinstocks sind die Trauben. Aber was ist die Frucht im Leben der Menschen? Wie diese aussieht, steht nicht in unserem Text. Aber Paulus schreibt zum Beispiel im Brief an die Galater: Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit. Und im Epheserbrief heißt es: Die Frucht des Lichts ist lauter Güte und Gerechtigkeit und Wahrheit.

Vielleicht würden wir es so sagen: Die Frucht eines Lebens aus dem Glauben ist Vertrauen. Wer auf Gott vertraut und sich darin gehalten weiß, der kann auch selber anderen Menschen Vertrauen schenken. Die Menschen ringsum freuen sich, dass da einer ist, der ihnen vertraut, der ihnen etwas zutraut. Solch eine Haltung ist wohltuend und wirkt dann auch ansteckend für die anderen.

Die Reben sollen Frucht bringen, viel Frucht. Gott reinigt sie, damit sie noch mehr Frucht bringen. Gibt es nun auch hier den Druck, erfolgreich zu sein? Wir verspüren Leistungsdruck sonst schon reichlich in Schule, Familie und Beruf. Doch wenn man genau hinschaut, ist es hier etwas anderes.

Frucht zu bringen ist die Natur der Reben. Es geschieht sozusagen automatisch. Und dies geschieht nur mit dem Saft, den sie selber aus dem Weinstock empfangen. Mehr, als sie selber erhalten, brauchen sie nicht weiterzugeben. Es geht nicht um eine Leistung, die sie selber erbringen könnten, sondern um etwas, was durch sie hindurch geschieht.

Deshalb heißt der Auftrag auch nicht: Bringt Frucht, sondern: Bleibt am Weinstock. Denn dies ist die einzige Voraussetzung, die die Reben erfüllen müssen. Sie können nur Frucht bringen, wenn sie mit dem Weinstock in Verbindung sind. Die Kraft muss durch sie fließen wie in der Pflanze der Saft vom Stock durch die Reben in die Frucht gelangt. Solche Frucht kann nur gedeihen in der Verbindung zu Jesus. Anders geht es nicht. So sagt Jesus: Ohne mich könnt ihr nichts tun.

Dabei tun wir doch so gern Dinge selber. Von Kindheit an wollen wir etwas alleine schaffen. Wir wollen etwas aus uns selber hervorbringen. Wenn wir es aus eigener Kraft geschafft haben, dann können wir auch stolz darauf sein. Aber das ist hier nicht gefragt. Hier sind wir eingebunden in das Werk Christi. Hier geht es nicht um Eigenständigkeit, sondern um Mitwirkung.

Wir müssen mit dem Weinstock Jesus in Verbindung bleiben, denn eine abgerissene Rebe kann keine Frucht bringen. Sie bezieht keinen Saft mehr aus dem Stock. Sie hat nichts, was sie weitergeben kann. Sie hat noch nicht mal etwas, wovon sie selber leben kann. Sie verdorrt.

Dann kann man sie nur noch wegwerfen. Und weil vertrocknende Reben ideale Bedingungen für viele Pflanzenschädlinge bieten, verbrennt der Winzer sie, damit sie nicht indirekt noch den Weinberg schädigen.

Was hindert uns Menschen daran, am Weinstock zu bleiben? Vielleicht die Neugierde. Da gibt es nicht nur den einen Weinstock, sondern wir entdecken noch viele andere, die verlockende Angebote machen und einladen, mal unverbindlich den Saft zu probieren. Die Vielfalt und die Auswahl reizen uns. Wir sind uns nicht sicher, ob Jesu Anspruch, der wahre Weinstock zu sein, so ernst zu nehmen ist. Vielleicht verpassen wir etwas, wenn wir nicht alles probiert haben!

Wenn wir uns aber auf den einen Weinstock Jesus Christus einlassen, dann hat das auch Vorteile. Wir wissen, wo wir hingehören. Wir haben Heimat inmitten einer Vielzahl verwirrender Angebote. Wir brauchen nicht vom einen zum anderen zu hetzen. Wir lernen, auch in schwierigen Situationen standzuhalten und nicht zu flüchten, und daran reifen wir.

Am Weinstock Christus sind wir nicht allein. Da hängen noch andere Reben. Wir haben uns ihre Gesellschaft nicht ausgesucht. Vielleicht hätten wir ganz andere Reben ausgewählt, die besser zu uns passen, mit denen wir uns nicht so oft reiben.

Aber ein Weinstock entsteht ja nicht, weil Reben sich zusammentun und beschließen, zukünftig gemeinsame Sache zu machen. Der Weinstock ist der Ursprung. Er lässt die Reben aus sich herauswachsen. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe Euch erwählt, dass ihr hingehet und Frucht bringt, sagt Jesus wenig später.

Vielleicht gefällt es manchen am Weinstock auch nicht, dass die Reben angebunden werden. Das ist gegen unser Freiheitsstreben. Aber: Würde man die Reben im Weinberg nicht festbinden, könnten sie die Last der Trauben gar nicht tragen. Sie würden auf dem Boden liegen und vergammeln oder zertreten werden.

Wir Menschen brauchen auch solch eine Anbindung. Denn Frucht zu bringen ist manchmal schwer. Da muss man einiges an Gewicht, an Belastung, an Leid aushalten und tragen, von sich selbst und von anderen. Da ist es gut, Stützen zu haben, Menschen, die uns tragen helfen und denen wir wiederum helfen, ihre Lasten zu tragen. Das braucht Dauer und Verlässlichkeit, sich kennen und Vertrautheit.

Dem Trend der Zeit entspricht es mehr, zu schauen, wo etwas los ist, dort zu erscheinen und für sich etwas mitzunehmen, nicht aber, sich festlegen, festbinden und in die Verantwortung nehmen zu lassen. Auch manche Christinnen und Christen tauchen da auf, wo attraktive Angebote sind, ziehen für sich etwas heraus und verschwinden wieder. Sie mögen für sich damit ganz gut leben, aber zum Fruchtbringen reicht es nicht.

Dabei sagt Jesus, dass es genau darum gehe, zu bleiben und Frucht zu bringen. Das Leben und Überleben der Reben ist kein Selbstzweck, sondern Ziel ist das Fruchtbringen am Weinstock.

Vielleicht stört uns das Angebundensein, weil es so festgelegt klingt, keine Veränderung zulässt. Das erscheint langweilig.

Doch das täuscht. Die Veränderung bleibt im Leben der Christen nicht aus, eine oftmals schmerzhafteste Veränderung: Eine jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, wird der Winzer wegnehmen; und eine jede, die Frucht bringt, wird er reinigen, dass sie mehr Frucht bringe. Ohne Reinigen, ohne Beschneiden gibt es keine brauchbare Frucht im Weinbau. Die Weinstöcke sollen nicht ins Kraut schießen. Den Winzern kommt es nicht darauf an, grüne Weinberge zu haben, sondern möglichst viele und gute Trauben. Deshalb werden die Weinstöcke im Winter das erste Mal zurückgeschnitten. Wenn dann im Sommer die Reben Früchte angesetzt haben, geht der Winzer ein zweites Mal mit dem Messer durch, und schneidet alle Reben heraus, die keine oder nur wenig Frucht angesetzt haben, damit die Kraft und der Saft des Weinstocks in die Frucht gehen und nicht in die Blätter.

Für uns Menschen ist es meist schmerzhaft, wenn der Winzer Gott uns Reben reinigt. Wenn er uns abtrennt von Menschen oder Dingen, die wir schön finden wie eine grüne

Ranke, die aber uns hindern, Frucht zu bringen. Oft sehen wir es auch gar nicht ein, warum dieser Schnitt jetzt nötig ist, warum unsere Wege so anders weitergehen als wir uns das gedacht haben.

Die Reinigung und Beschneidung geschieht nicht nur mit Einzelnen, sondern auch mit Gemeinden und womöglich auch mit Diakonischen Werken. Eine Gemeinde, ein Diakonisches Werk mit vielerlei Aktivitäten und breitem Angebot mag sehr schön grün aussehen, aber ob die Kraft dann noch ausreicht, Frucht zu bringen? Ob nicht manches ein Nottrieb ist, geboren aus dem Bedürfnis, es müsste mehr „los“ sein? Es ist oft sinnvoller, dass eine Gemeinde, ein Diakonisches Werk schaut, welche Rebe, welcher Zweig am meisten Frucht verspricht und sich dann darauf konzentriert. Klar, dass anderes auch schön und wünschenswert wäre, aber alles auf einmal geht nicht. Manche Gemeinschaft ist durch die anstehenden Sparmaßnahmen gezwungen, sich diesen Fragen zu stellen. Die Trennung von Gewohnten und Liebgewonnenen ist häufig schmerzhaft, aber birgt auch neue Chancen.

Als Einzelne wie als Gemeinschaft empfangen wir immer wieder neue Kraft aus dem Weinstock. Jesus sagt: Bleibt in mir und ich in Euch!

Dazu versammeln wir uns in Gottesdienst und Andacht. Wir hören Jesu Worte, singen und beten miteinander. Auch im Alltag können wir in der Bibel von Jesus nachlesen. Wir können einander ermutigen im Gespräch. Wir können mit Gott reden im Gebet. Jesus ermuntert ausdrücklich dazu: Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren. Das ist kein Garantieschein für die Erfüllung unserer manchmal auch recht egoistischen Wünsche. Wenn wir mit ihm so eng verbunden sind, dann werden wir auch in seinem Sinn bitten.

Und wir sind immer wieder eingeladen an seinen Tisch, damit wir im Abendmahl seine Liebe spüren in Brot und Wein. So gibt er uns immer wieder seine Kraft, damit wir mit ihm und untereinander in Verbindung bleiben und er durch uns Frucht bringt. Amen.

15.05.2009 (DBH)

Johannes 16,23b-28

Der kommende Sonntag heißt Rogate – Betet. Dazu fallen mir zwei Texte ein, die unterschiedlicher kaum vom Beten sprechen können. Der erste stammt von einem unbekanntem russischen Autor aus dem 19. Jahrhundert und trägt den Titel „Aufrichtige Erzählungen eines russischen Pilgers“. Die Geschichte beschreibt die Sehnsucht und Mühe eines frommen Mannes, dessen einziger Lebenswunsch darin besteht, zu lernen, wie man „ohne Unterlass betet“. Er macht sich auf die Pilgerschaft, um Menschen zu suchen, die ihm geistliche Ratgeber sein sollen. Nach langen Wegen, inzwischen alt und müde geworden, hat er Beten gelernt: Es kommt ihm so natürlich wie der Atem und der Herzschlag. Es ist nur ein kurzes Gebet, aber es spricht das innerste Anliegen des Mannes aus: „Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner.“ Es ist uns heute bekannt als „Jesusgebet“; es wird auch „Herzengesbet“ genannt, weil es im Rhythmus des Herzschlages laut oder nur innerlich gesprochen wird.

Der zweite Text ist ein kurzes Gedicht von Reiner Kunze. Es ist überschrieben „Pfarrhaus“ und stammt aus der Zeit, als der Lyriker noch DDR-Bürger war:

„Wer da bedrängt ist, findet Mauern, ein Dach und muss nicht beten.“

Beten müssen, aber eigentlich nicht wollen – und das Verlangen, intensiv und ganz natürlich beten zu können: Vielleicht sind das die beiden Pole, zwischen denen sich unsere Haltung zum Beten bewegt. Die jeweilige persönliche Lebenssituation wird darüber entscheiden, wo „unser“ Ort ist: Ob wir uns sehnlich wünschen, beten zu können, oder ob uns der „Zwang zum Beten“ abschreckt. Beiden Einstellungen ist letztlich eine hohe Wertschätzung des Gebetes gemeinsam. Unser Gebet soll echt und authentisch sein, aus

überzeugtem und innerlich beteiligtem Herzen – nicht etwas Künstliches, Aufgesetztes. Halbherzigkeit passt nicht zum Beten, das weiß jener unbekannte russische Erzähler genau so gut wie Reiner Kunze.

Im heutigen Bibeltext spricht Christus zu seinen Jüngern. Bittet, läßt er sie ein, bittet, so werdet ihr nehmen (wörtlich: empfangen), damit eure Freude vollkommen sei. Es ist das Abschiedswort eines Sterbenden, gerichtet an die Jünger als Vorbereitung auf die Zeit, wenn ihnen ihr Herr genommen ist. Der Evangelist Johannes hat die Ängste der Gemeinde seiner Zeit in den Jüngerkreis verlegt: Die junge Christengemeinde aus dem 2. Jahrhundert nach Christus ist von vielen Veränderungen zutiefst bedroht. Das offizielle Judentum, zu dem sich die Gemeinde trotz ihres neuen Weges immer noch zugehörig wusste, hat sich von ihr distanziert. Es kommt zum Bruch und zur Verfolgung der Christinnen und Christen. Die Anhänger Christi sehen sich scharfen religiösen Auseinandersetzungen ausgesetzt – bis hin zu bitterem Hass. Das zieht ihnen geradezu den Boden unter den Füßen weg. Sie fühlen sich den Bedrohungen nicht mehr gewachsen. Sie fühlen sich von Gott und Jesus Christus verlassen. In dieser Situation erinnert der Evangelist Johannes an die zwölf Jünger und deren Ängste, als der Tod ihres Herrn nahe bevorstand. Er legt den Jüngern aus der Lebenszeit Jesu die Fragen und Ängste der verfolgten Gemeinde ins Herz. Was wird aus uns, wenn du, Jesus, nicht mehr da bist? Wenn das, was uns bisher Gewissheit und Freude gegeben hat, verloren geht? Was bleibt uns zum Festhalten und Durchhalten?

Wir heute haben nicht wie die ersten Jünger für Jesus unsere Familienbindungen und unsere gesicherte berufliche Existenz aufgegeben. Wir werden nicht um unseres Glaubens wegen an Leib und Seele bedroht – und doch kennen wir ähnliche Fragen. Wie soll ich die Trennung von dem Menschen aushalten, der mir mein ganzes Leben lang zur Seite stand? Was gilt noch, wenn eine neue Generation das, was mir wichtig und heilig ist, abwertet und lächerlich macht? Wohin kann ich mit meiner tief sitzenden Lebensangst gehen?

Es ist erstaunlich, und auch tröstlich, dass unser Bibeltext die Angst nicht einfach wegwischt nach dem Motto: Wer richtig glaubt, hat keine Angst. In der Welt habt ihr Angst, sagt Jesus. So ist es, und so wird es wahrscheinlich auch immer wieder sein. Er versteht seine Jünger, die damals und die heute. Der Glaube ist kein Schutzschild gegen die Angst. Sie kommt einfach und nimmt die Menschen, die Gläubigen wie die „Ungläubigen“, gleichermaßen in ihren Griff. Weil das so ist, muss niemand seine Angst verstecken. Wir wissen vermutlich alle, dass Angst, die nicht zugelassen wird, die Lage der Betroffenen oft noch leidvoller macht. Sie geraten in eine Enge, die ihnen geradezu die Luft zum Leben abschnürt. Der innere Druck wächst unerträglich an. Verzweiflung baut sich auf und wird gefährlich, weil unberechenbar in den Folgen. Gut, dass es gerade Christus ist, der uns sagt, dass wir in der Welt Angst haben, dass wir dies auch so zulassen dürfen. Er ist in dieser Ehrlichkeit eine größere Hilfe als alle, die uns unsere Angst ausreden oder herunterspielen wollen. Weil er unsere Angst nicht zum Tabu macht, können wir ihm vertrauen auch bei den Versuchen, die Angst zu bewältigen. Seid getrost, ermutigt er uns, und er lenkt die Gedanken der Verängstigten weg von der Angst hin zum Gebet. Freude und Frieden sagt er uns zu: Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei.

„Da hilft nur noch beten“, sagt der Volksmund, wenn es in unserem Leben eng wird. Selbst wenn das nicht immer ernst und wörtlich gemeint ist, hat dieser Spruch doch eine tiefe Wahrheit in sich. Beten bricht die Enge auf, die die Angst geschaffen hat. Beten baut eine Brücke über den Abgrund. Beten ist, wie wenn in einem engen dunklen Raum mit stickiger Luft ein Fenster geöffnet wird. Beten ist Einkehr – wie die Einkehr in das Pfarrhaus, das Reiner Kunzes Gedicht beschreibt, mit dem bergendem Dach und den schützenden Mauern. Beten gibt den in der Welt fremd Gewordenen Heimat; es verortet die Betenden: Die Sorgen und Fragen haben eine Adresse, an die sie gerichtet werden kön-

nen. Es gibt ein Ohr, das zuhört, ein Herz, das versteht. Beten, das heißt: eine Beziehung nach außen aufnehmen, herausgehen aus der Sackgasse, in die uns die Angst so leicht treibt.

Der Ort, zu dem uns das Beten lenkt, ist der, den Christus selbst den „Vater“ nennt. Von ihm her empfängt das geängstigte Leben ein anderes Thema: die Liebe des Vaters, der „die Seinen kennt“ und „der gute Hirte“ ist. Dieses „Thema“ können wir uns nicht selber geben. Es wird uns geschenkt im Vollzug des Betens. Aber an uns ist es, den Schritt in die Beziehung zu diesem Vater Jesu Christi aufzunehmen in dem Vertrauen, dass Christus alles weitere für uns schon getan hat. Auf seinen Namen können wir uns berufen, auch wenn uns zum Beten sonst die Worte fehlen mögen. Und so, wie Jesus in der Auferstehung und Himmelfahrt zu seinem Vater heimgekehrt ist, führt uns auch das Gebet in die Heimat beim Vater. Wir werden in die Gemeinschaft von Vater und Sohn mit hinein genommen und dürfen gewiss sein, dass wir aus dieser Einheit nicht herausfallen. Das kann uns Mut machen, die gesenkten Häupter zu heben und den Blick zu weiten. Und dann geschieht ein Wunder: Wir schauen, was uns im Dunkel der Angst verborgen blieb. Ein Fenster tut sich auf, die Sinne werden weit. Die Augen sehen, dass es noch mehr gibt als meine Angst, die Ohren vernehmen neue Töne. Ganz langsam beginnt die Welt wieder farbig zu werden: Statt des quälenden „Warum gerade ich?“ hört man die anderen Worte: „Seid getrost“. Das so schreckliche „Kreisen der Angst um die Angst“ wird aufgebrochen. Die Angst wird nicht automatisch beseitigt, aber sie muss mich nicht mehr beherrschen. Ich habe einen besseren Herrn an meiner Seite.

Das klingt alles nach Patentrezept. Und gelegentlich ist es das auch – und auch wieder nicht. Ein Patentrezept ist es insofern, als es sich lohnt zu beten, denn es ist mit einer Verheißung verbunden: Ein Gebet kehrt niemals leer zurück. Ein Patentrezept ist es aber wieder auch nicht, weil es eine Beziehung des Vertrauens braucht zwischen dem Vater und dem Betenden. Solches Vertrauen muss nicht in wohlgesetzte Worte gefasst sein: Ein Stoßseufzer, ein Verzweiflungsschrei aus tiefster Angst vermag viel auszurichten, wenn er aus innerstem Herzen kommt. „Der Vater weiß um mich“. Er sieht meine Not. Er weiß von mir, ich muss meine Last nicht alleine tragen, und eines Tages wird mir der Vater die ganze Last ganz abnehmen.

Mancher Verzweiflungsschrei baut nicht auf Gottvertrauen. Aber er findet eine Kraft, die den Angst-Druck nach außen schreit, und in diesem Schrei spürt man, wie die Fesseln zerreißen. Etwas Neues hat sich ereignet. Der Mut der Verzweiflung bricht sich Bahn, um der Angst nicht allen Raum kampflos zu überlassen. Und auch hier hören wir aus der Ferne das leise himmlische Echo „sei getrost“, das Christus schon vorbereitet hat, wo uns noch die Sprache fehlt.

Ob das die Jünger kurz vor der Kreuzigung Jesu in ihrer Verlustangst verstanden haben? Ob das die junge Gemeinde am Ende des 2. Jahrhunderts angesichts der lebensbedrohlichen Verfolgung verstanden hat? Ob die Botschaft auch bei uns ankommt? Dass Beten – in welcher Form und Sprachkraft auch immer geschehend – auf die Zusage Christi bauen kann, dass keiner allein gelassen wird in seiner Angst? Ob sie die Brücke betreten wollen, die zum Vater führt, seine Stimme mit den neuen Tönen wahrnehmen wollen?

Man muss nicht beten mit gefalteten Händen und vorformulierten Sätzen. Viele Wege gibt es, über die sich der Vater erreichen lässt. Christus hat für uns gut vorgearbeitet und uns den ersten Schritt dazu leicht gemacht: Christus verbürgt uns die Liebe dessen, den er seinen Vater nennt. Er verbürgt sie in alle Ewigkeit, nicht nur für die Frommen, sondern auch für die ungeübten Beter und Beterinnen:

Es ist wahr: In der Welt habt ihr Angst – aber es ist auch wahr: Bittet, so werdet ihr nehmen, dass eure Freude vollkommen sei! Und solches spricht der, der uns seinen Frieden zusagt. Amen.

05.06.2009 (DBH)

Johannes 3,1-8

Die Pharisäer haben bei den Evangelisten keinen guten Ruf. Konservativ und bürgerlich, fromm und in der Bibelauslegung meisterhaft, mit diesen Etiketten tut man ihnen nicht unrecht. Aber dass sie allesamt kleinlich und überstreng in der Gesetzesauslegung gewesen wären, dabei aber Heuchler und Feinde Jesu, trifft nicht zu. Der Evangelist Johannes hebt denn auch einen heraus: Es war ein Mensch unter den Pharisäern mit Namen Nikodemus. Er ist „ein Oberster der Juden“, also Mitglied des Hohen Rates.

Der kam zu Jesus bei Nacht. Nicht im Schutze der Nacht, aus Angst, dieser Besuch könnte ihn kompromittieren; sondern weil er ein theologisches Gespräch führen möchte. Und für das Studium der Heiligen Schrift empfehlen die Lehrer der alten Zeit die Nacht. Das leuchtet auch ein: wenn die Tagesarbeit getan ist, wenn es auf der Straße ruhig geworden ist, wenn alles Ablenkende ins Dunkel getaucht ist und das Licht einer Öllampe nur die aufgeschlagene Buchseite beleuchtet, dann lässt es sich gut studieren.

Die Nacht steht aber zugleich für das Dunkel, in dem man nichts erkennt. „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet.“ In diesem Zustand ist Nikodemus, ob er es wahrhaben will oder nicht. Später wird Jesus ihn offen darauf ansprechen: „Du bist doch ein Lehrmeister der Heiligen Schriften – und du weißt das nicht?“ Ja, solche Leute kennen wir auch: sie haben die Bibel und die Kommentare im Kopf, sie können einem die unterschiedlichen Ansätze der Gelehrten erklären, aber ganz einfache Fragen können sie nicht recht beantworten. Entweder halten sie ein halbstündiges Referat dazu, das niemand versteht, oder sie sagen: „Das ist eine Frage, auf die jeder seine eigene Antwort finden muss.“ Über solche Leute sagen wir: „Ihnen fehlt die Lebenspraxis, ihnen fehlt die Erfahrung.“

Immerhin: erstaunlich ist es schon, dass das Studium der Bibel allein nicht reicht, die Bibel zu verstehen. Martin Luther, der sein halbes Leben lang Groß und Klein zum Bibellesen aufrief, bestätigt das. „Die Heilige Schrift meine niemand genügend verschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre mit den Propheten Kirchen geleitet.“ Wenige Tage vor seinem Tod hat er das auf einen Zettel notiert, es ist das letzte schriftliche Zeugnis, das wir von ihm haben. Er endigt diese Notiz mit dem Satz: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“

Vielleicht ist Nikodemus auch als solch ein Bettler gekommen. Jedenfalls bezeugt er seine große Achtung vor Jesus: „Wir wissen, dass du ein Lehrmeister bist, der von Gott kommt.“ Das ist mehr als ein übliches Kompliment.

Doch Jesus hält sich nicht damit auf, die Frage zu erörtern, welche Voraussetzungen zum rechten Schriftverständnis erforderlich sind. Er wartet nicht einmal die Frage des Nikodemus ab, sondern kommt gleich zur Sache: Amen, amen, ich sage dir ... Amen sagte man üblicherweise am Schluss; es war, wie bei uns, eine zustimmende Antwort. Was jemand gebetet hatte, was jemand gepredigt hatte, auch den Segen bekräftigten die andern mit ihrem Amen. Jesus stellt das voran. Denn was er sagt, ist die letztgültige Wahrheit. Und sie lautet:

Wenn jemand nicht von neuem geboren wird, kann er das Reich Gottes nicht sehen. Wie kann ich das Reich Gottes sehen – das ewige Leben ererben – selig werden – in den Himmel kommen? Das ist die große Frage für dieses Leben. Das ist die Frage nach dem Sinn dieses Lebens. Denn der Sinn liegt ja nicht in den Gründen oder Ursachen, warum dieses und jenes geschieht, sondern der Sinn liegt vor uns: Wozu ist all das gut? Wozu alles Schwere und Böse, wozu unsere Anstrengungen und Niederlagen, wozu alles Frohe und Gute? Das hat letztendlich nur Sinn, wenn Gott uns nach diesem Leben ein Tor öffnet; wenn er die Ernte unseres Lebens, wie armselig auch immer sie sein mag, in Empfang nimmt; wenn er uns ewige Heimat in seinem Reich gibt.

Und Jesus sagt: dazu muss jemand ein anderer Mensch werden. Für den Menschen, so wie er ist, steht das Tor nicht offen, für keinen. Wenn jemand nicht von neuem geboren wird ... Diese Ausdrücke von neuem geboren und ein anderer Mensch sein gehen uns manchmal leicht von den Lippen. Da muss nur jemand zwölf Pfund abgenommen haben schon erklärt er uns freudestrahlend, er fühle sich wie neu geboren. Oder jemand ist aus einer lauten Wohnung in eine ruhige Gegend gezogen, schon ist er ein ganz anderer Mensch. Dass Jesus solcherlei Verbesserungen im Leben nicht meint, ist für Nikodemus sofort klar.

Doch wie soll es im Ernst möglich sein, ein anderer Mensch zu werden? Ich bin doch geformt durch Eltern, Spielkameraden, Lehrer. Ich wurde hier und da gefördert, und ich wurde innerlich verletzt, meine Traumatisierungen wirken nach. Ich wurde geprägt und ich habe mich entschieden – für einen Freundeskreis, für einen Beruf, vielleicht für eine Heirat, vielleicht für Kinder – und so bin ich geworden, was ich bin und wie ich bin. Wenn ich wirklich ein neuer Mensch werden sollte –, das ganze Leben müsste wirklich noch einmal von vorn beginnen ... Ein absurder Gedanke.

Und die Erklärung Jesu: Es geht nicht um das Leben, das wir von unseren Eltern haben, sondern um eine Geburt aus Gott, durch den Geist Gottes. Es geht um eine Geburt aus Wasser und Geist, um die Wiedergeburt.

Mit diesem Wort verbindet mancher seltsame Erlebnisse. Da sitzen Sie in einem Gesprächskreis, Sie haben gerade Ihre Meinung vorgebracht, da kommt statt eines andern Arguments die Frage: „Sind sie eigentlich wiedergeboren?“ Sie antworten vielleicht: Ich glaube an Gott und an Jesus Christus. Der andere: „Das merke ich ja. Aber sind Sie auch wiedergeboren?“ Und Sie versuchen es noch einmal mit Martin Luther und sagen: Ich bin getauft; und die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung im Heiligen Geist. (Und Sie sind ihrem alten Pastor plötzlich dankbar, dass er Sie große Teile des Kleinen Katechismus auswendig lernen ließ.) Aber jetzt müssen Sie sich sagen lassen: „Auch Martin Luther hat seine Wiedergeburt erlebt, im Turm des Schwarzen Klosters in Wittenberg, als ihm aufging, dass wir von Gott gerecht gemacht werden.“ Und Sie merken: für diesen Frager gibt es zwei Gruppen von Christen: die wiedergeborenen sind die richtigen; die andern sind eigentlich noch nicht richtige Christen.

Tatsächlich hat Martin Luther seine Schlüsselerkenntnis als einen Durchbruch erlebt. Er schreibt später: „Hier fühlte ich mich völlig neugeboren und als wäre ich durch die geöffneten Pforten ins Paradies selbst eingetreten.“ Und Luther meinte, jeder Christ müsse diese Erkenntnis haben, dass wir gerecht werden allein durch Christus, allein durch die Gnade, allein durch den Glauben. Aber nie hat er gesagt, dass jeder Christ ein solches Erlebnis haben müsse wie er im Turm des Klosters. Die Erkenntnis zählt, nicht das Erlebnis. Und manchmal, wenn der Reformator merkte, dass sein Glaube in Wanken geriet, dann hat er sich nicht am Turmerlebnis festgehalten, sondern an seiner Taufe. In Marburg nahm er ein Stück Kreide und schrieb vor sich auf den Tisch „Baptizatus sum – ich bin getauft.“

Denn es kann nicht sein, dass wir unser Christsein an einem Datum unseres Lebens festmachen. Wer es tut, ist auf dem Holzweg. Er wäre wie der Lügenbaron Münchhausen, der sich angeblich an seinem eigenen Schopf aus dem Sumpf zog. Unser Christenleben, unsere Verbindung zu Gott muss außerhalb von uns, muss in Gott festgemacht sein. Und das wird es sein, was Jesus mit den Worten meint: „Es muss jemand von neuem und durch den Geist geboren werden.“ Also: mein eigentliches, mein wahres Leben gründet sich auf nichts in dieser Welt, es kommt aus Gottes Geist. Die Taufe bestätigt uns diese neue Geburt aus Wasser und Geist. Wer sich darauf beruft, der wird Gottes Reich sehen. Denn er ist aus Gott, er ist vom Geist geboren.

Doch wie es dazu kommt? Da ließen sich manche Ratschläge geben: „Bete. Lies in der Bibel. Nimm dir eine gute Auslegung dazu. Geh dorthin, wo Menschen gemeinsam die Bibel lesen, sprich mit ihnen über den Glauben.“ Und tatsächlich schafft man auf diese

Weise die Rahmenbedingungen, unter denen es oft zu dem Wunder der Geburt von oben kommt. Aber Jesus gibt Nikodemus solche Ratschläge nicht. Er sagt nur: „Du kannst dies Wunder nicht analysieren. Du kannst dies Wunder nicht herbeiführen. Du merkst vielleicht nicht einmal, wann es geschieht. Aber du merkst, dass es geschehen ist. Es ist wie mit dem Wind. Du merkst dass er weht, aber du kannst nicht nachsehen, wo er entsteht, und du kannst ihn nicht bis dorthin verfolgen, wo er zur Ruhe kommt.“ Du kannst Gottes Geist an seinen Wirkungen merken. Er selbst aber hat sein Geheimnis – wie der Wind, wie die Nacht, und wie Gott selbst. Amen.

29.06.2009 (MH)

Lukas 15,11-32

„Wie stellen Sie sich Gott vor?“ fragt neulich die neunjährige Katharina ihre Religionslehrerin. Sie besprechen gerade die verschiedenen Bilder, die es von Gott gibt: Gott als Richter, Gott als Vater, Gott als lieber, alter Mann ... Die Lehrerin antwortet: „Ich habe kein Bild von Gott, aber es gibt eine Geschichte in der Bibel, die ist für mich ganz wichtig. Sie erzählt zwar nicht wie Gott aussieht, aber wie Gott ist.“

Diese Geschichte von Gott, die Jesus erzählt, ist der heute zu bedenkende Bibeltext. Es ist eine Geschichte, die Mut macht, das Herz öffnet und befreit. Sie steht beim Evangelisten Lukas im 15. Kapitel, 11b-24: ...

Das kommt einem ja bekannt vor. Auf einem Konfirmandenelternabend meinte die Mutter eines pubertierenden Jugendlichen nachdenklich: „Ich habe versucht meinem Kind alles mitzugeben, viel Liebe und Aufmerksamkeit. Aber wenn ich jetzt sehe, wie mein Sohn immer öfter eigene Wege geht, wie wir über verschiedene Dinge miteinander in Streit kommen, weil er sich nichts mehr sagen lassen will, mache ich mir Sorgen. Wie wird's wohl mit ihm weitergehen? Wird er seinen richtigen Weg finden?“

Wo verschiedene Generationen zusammen leben, sei es in der Familie, auf einem Bauernhof oder in einem Betrieb, gibt es Berührungspunkte, die manchmal auch zu Reibungspunkten werden. Die Jungen wollen es anders und besser machen. Sie wollen ihre eigenen Wege suchen. Die Eltern hingegen geben ihr Lebenswerk als Erbe weiter, wollen dass es gehegt und in ihrem Sinne weitergepflegt wird. Mit neuen Ideen tun sich manche dabei schwer. Die Angst ist dabei, die Jungen könnten achtlos vergeuden, was sie selbst mühsam aufgebaut haben. Die Übergabe des erarbeiteten Besitzes ist darum eine Nagelprobe für die Beziehung zwischen Eltern und Kind.

Auch in unserem Gleichnis bekommt der Sohn vorab seinen Teil am Besitz des Vaters. Entgegen der gängigen Meinung, der jüngere Sohn in unserem Gleichnis sei undankbar, glaube ich: Der jüngere Sohn handelt aus seiner Sicht zunächst vernünftig. Er muss sich eine eigene Existenz aufbauen. Zu Hause bliebe ihm nur, dem älteren Bruder zu dienen. Nichts deutet darauf hin, dass der jüngere Sohn mehr verlangt, als ihm zusteht. Es fehlt ihm höchstens an Weisheit und ganz gewiss an Fingerspitzengefühl. Der Abschied von Vater und Sohn wird nicht beschrieben. Wir erfahren nicht, ob es dem Vater das Herz bricht, seinen Sohn gehen zu sehen, oder ob er seinen Sohn auch mit einer gewissen Zuversicht und mit Zutrauen ziehen lässt. Heute mag es anstößig sein, dass ein Kind vor dem Ableben der Eltern seinen Erbanteil fordert, in der damaligen Zeit war es das durchaus nicht. Darum mag es für unsere Verhältnisse hart sein, wie der Sohn sich verabschiedet. Aber, dass er es tut, ist der natürliche Gang der Dinge. Er ist so alt wie die Menschheitsgeschichte: Jede Tochter und jeder Sohn muss irgendwann ihren oder seinen eigenen Weg suchen und dazu gehört auch, dass sie oder er sich in einem gewissen Maß vom Elternhaus distanzieren muss.

Die Schuld des jüngeren Sohnes besteht also nicht darin, dass er sein Erbe fordert und von seinem Elternhaus weggeht. Der Sohn macht sich in unserer Geschichte schuldig,

weil er sein Erbe verprasst. Er hat mit den ihm anvertrauten und übergebenen Pfunden nicht richtig gehaushaltet.

Aber auch das kennt mancher auch aus eigener Erfahrung: Wo jemand die Freiheit hat zu wählen, besteht eben auch die Chance, dass er Fehler macht. Es geht in meinem Leben kaum ohne größeres oder kleineres Verlaufen ab. Wer wählen kann, kann sich auch irren. Mancher scheitert auf dem neuen Weg in die Freiheit.

So hat ein Redakteur der Süddeutschen Zeitung die Beobachtung gemacht, dass viele mittelständische und kleinindustrielle Firmen in den vergangenen Jahren nach der Übergabe an die Erben pleite gingen. Er stellte die provokante Frage: „Wie fähig sind die Erben?“ Die Elterngeneration baute oft unter großen persönlichen Opfern in der Nachkriegszeit die Betriebe von Grund auf und unter der Führung der Erbgeneration ging es mit den zuvor noch gesunden Firmen bergab. Liegt es an der mangelnden Qualifikation der Erben oder an ihrem luxuriösen Lebensstil, fehlt ihnen der nötige Geschäftssinn oder liegt es an der allgemeinen Konjunkturlaute? Vorwürfe an die Generation der Erben werden laut: Sie hätten das Kapital vertan und anvertrautes Erbe verschleudert – so wie der jüngere Sohn in unserem Gleichnis.

Nachdem er ganz unten bei den Schweinen gelandet ist, bleibt ihm aber doch noch ein klein bisschen Willenskraft, um sich zu etwas Neuem aufzuraffen. Er geht in sich. Und dieses In-sich-Gehen ist eine wichtige Etappe der „Metanoia“, der Umkehr, der Rückkehr, wie das griechische Wort übersetzt werden kann.

Er besinnt sich: Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: *Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir!* Der Sohn hat ein wahres Bekenntnis seiner Sünde im Sinn. Denn ein und dasselbe Tun kann gleichzeitig einen Menschen verletzen und Gott treffen. Ohne genauer festzustellen, worin seine Sünde besteht, wird sich der jüngere Sohn bewusst, dass er die von Gott gewollte Ordnung gestört und seinem Vater Unrecht getan hat.

Er weiß nur zu gut, dass er sein Sohnesrecht auf die väterlichen Güter verwirkt hat. Er erklärt, dass er seine Ehre, seine Identität, ja seine Sohnschaft verloren hat.

Das ist ein schwerer Schritt, sich seine Fehler einzugestehen, Schuld zuzugeben. Der Sohn rechnet mit dem Schlimmsten: Sie werden mich vom Hof jagen, vermutet er, für mich gibt es keinen Platz mehr im Elternhaus.

Und dann geschieht das unerwartet Gute. Er wird, so wie er ist, vom Vater geliebt und aufgenommen. Der Vater rennt ihm entgegen, er umarmt seinen Sohn und überhäuft ihn mit Küssen. Er weigert sich die Unwürdigkeit seines Sohnes zu akzeptieren und bestätigt ihm: Du warst und bist mein Sohn. Der Ring und die Schuhe sind keine Geschenke für einen Besucher, sondern Symbole der Macht. Der Vater will also seinen Sohn wieder in vollem Umfang in die Familie aufnehmen. Und dies mit einem Festessen und einem Freudenfest besiegeln.

Jesus erzählt dieses Gleichnis, weil er uns damit deutlich machen will, wie Gott ist.

Gott handelt wie der Vater im Gleichnis: Er fragt nicht nach dem Warum der Irrwege. Kein „Warum hast du denn nicht“, kein „Du weißt aber doch“, kein „als Christ hättest du doch wissen müssen“. Wir sind für Gott unendlich wertvoll und er gibt die Suche nicht auf. Und wenn er uns gefunden hat, gibt es kein Nachtragen und kein Vorwerfen, sondern Gott freut sich: Schön, dass du da bist. Du hast mir gefehlt.

Vor wenigen Wochen haben die Kirchengemeinden bei uns im Lande Konfirmation gefeiert, und manches Gemeindeglied und die Pastorinnen und Pastoren fragen sich angesichts der jungen Leute bang: „Werden sie sich weiter zur Kirche halten? Oder werden sie wie viele andere Jugendlichen die nächsten Jahre nicht mehr im Gottesdienst auftauchen?“

So sehr ich den Kummer über die fehlende Jugend in unseren Kirchen verstehe, so sehr habe ich auch die Zuversicht: Den Jugendlichen wie uns auch stehen alle Wege zu Gott

offen. Mehr noch: Gott kommt uns entgegen. Auch wenn sich jemand von Gott entfernt hat, kann Gott ihm begegnen, so dass er im Glauben wieder ein Zuhause findet. Gott sucht so lange, bis er uns findet. Er fragt nicht danach, ob wir mit Absicht den Schritt taten, der uns wegbrachte oder aus Leichtsinn oder Gleichgültigkeit.

Gott hat bemerkt, wer verloren ging. Ihm fehlen wir und er freut sich, wenn er uns wiederfindet.

Das Gleichnis Jesu hat aber noch einen zweiten Aspekt, auf den ich kurz eingehen möchte. Er spiegelt sich in der Person des älteren Sohnes wider (Verse 25-32): ...

Der ältere Sohn wurde zornig, heißt es. Also ehrlich gesagt, ich kann den älteren Sohn schon verstehen. Seit Jahr und Tag half er seinem Vater. Pflichtbewusst stand er ihm zur Seite und führte den elterlichen Betrieb unter der Aufsicht des Vaters und wahrscheinlich auch in dessen Sinn weiter. Seine Beziehung zum Vater ist weniger von Liebe als vom Pflichtgefühl geprägt. Er sagt: Nie habe ich eines deiner Gebote übertreten. Er empfindet das Unrecht zutiefst: Getreu, immer zur Stelle, nie ein besonderer Anspruch, nicht das kleinste Böcklein hat er für sich verlangt. Und nun, als ob dies alles nicht gewürdigt wird, feiert der Vater mit dem jüngeren Sohn ein Fest.

Dieser Zorn des Gerechten gegenüber dem, was ihm als ungerechtfertigte Bevorzugung der Schuldigen erscheint, findet sich auch anderswo in der Bibel. Denken wir z.B. an den Prophet Jona, der zornig ist, weil Gott gegenüber Ninive gütig ist. Diesen Neid kritisiert das Alte Testament in vielen Geschichten und das Neue Testament verurteilt jeglichen Zorn.

Der ältere Bruder weigert sich, vom dem Zurückgekehrten als seinem „Bruder“ anzusprechen: „Dieser da mag vielleicht *dein Sohn* sein, *mein Bruder* ist er nicht.“

Der Vater reagiert sehr feinfühlig. Selbstverständlich steht der Rest der väterlichen Güter dem älteren Bruder zu und dieser kann jetzt schon darüber verfügen. Und er kann sich frei fühlen, denn er ist hier zu Hause.

Jesus flicht diesen zweiten Erzählstrang vom älteren Bruder mit Blick auf die Schriftgelehrten und Pharisäer ein. Sie murrten zu Beginn unserer Geschichte darüber, dass Jesus gerade mit Zöllnern und Sündern zu Tisch saß und sie damit annahm.

In diesem Murren der Schriftgelehrten und in Neid des älteren Bruder finde ich bekannte Züge wieder: Anstatt so barmherzig zu sein wie der Vater, ertappt sich mancher immer wieder dabei, abschätzig gegenüber denen zu sein, die vermeintlich schlechter oder anders sind als man selbst.

Da gibt es in Kirchengemeinden auf der einen Seite die treuen Gemeindeglieder, die jeden Sonntag in die Kirche kommen oder zuverlässig oft schon über Jahre ehrenamtlich mitarbeiten. So sagte ein langjähriger Chorleiter bei seiner Ehrung: „Manchmal fällt es mir schon schwer. Aber ich kann doch meinen Chor nicht hängen lassen.“ Pflichtbewusst leitet er jede Woche die Chorprobe. Er blieb bei seiner Gemeinde, wie er es bei der Konfirmation versprochen hatte.

Ich denke, es ist verständlich, dass dieser Chorleiter wie viele andere langjährige ehrenamtlich engagierte Gemeindeglieder erwarten, dass ihr Einsatz anerkannt wird. Von der Gemeinde, dem Pastor, der Pastorin – und von Gott. Auch wenn gerade die langjährigen verdienten Mitarbeiter manchmal das Gefühl haben: mein Dienst wird nicht genügend gewürdigt. Ihnen gilt wie dem älteren Bruder der Satz: „Mein Sohn, meine Tochter, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein.“

Aber eines verurteilt Jesus ganz klar in diesem Gleichnis: dass engagierte Christen auf andere weniger oder nicht engagierte Christen herabsehen. Nach dem Motto: „Der kommt ja nur an Weihnachten“ oder „die will ja nur gesehen werden“. Gott freut sich über jeden Sohn, jede Tochter, die nach womöglich langer Zeit wieder einmal den Gottesdienst besucht, sich wieder für die Gemeinde interessiert oder wieder im Chor mitsingen will.

Lassen wir uns also einladen von dem glücklichen Vater, mit ihm die Neuankömmlinge zu begrüßen und zu feiern. Der barmherzige Vater läuft nicht nur dem heimkehrenden Sohn entgegen. Er geht auch zu dem treuen, beständigen Kind hinaus und bittet es mitzufeiern. Er sucht sie beide.

Gott kommt uns heute genauso entgegen. Er schenkt uns die Freiheit, fortgehen zu dürfen und zu ihm heimkehren zu können. Amen.

10./13.07.2009 (DBH/MH)

Lukas 5,1-11

Der Bericht über den Fischzug des Simon beschreibt ein Ereignis, in dem herkömmliche Grenzen durchbrochen und überschritten werden. Da geschieht etwas, was nach normalen menschlichen Maßstäben nicht geschehen sollte und auch nicht geschehen darf, weil es geltende Regeln verletzt und menschlicher Erfahrung widerspricht.

Schon, dass eine große Menschenmenge zusammenkommt, dass die Menschen zu Jesus drängen, nur um Gottes Wort zu hören, das wirkt befremdlich. Was suchen die Menschen eigentlich? Und bekommen sie am Ende, was sie suchen? Beide Fragen lässt der Bericht des Evangeliums unbeantwortet. Am Ende kommen die vielen Menschen gar nicht mehr vor, sie scheinen nicht mehr wichtig zu sein. Sie erleben noch, wie Jesus vom Boot aus lehrt und dann, wie Jesus, Simon und seine Kollegen weit hinausfahren auf den See und im tiefen Wasser ihre Netze auswerfen.

Manche mögen sich gewundert haben über dieses Manöver. Es war eigentlich nicht die richtige Zeit zum Fischen. Wahrscheinlich haben die Menschen am Ufer auch mitbekommen, dass die Fischer draußen auf dem See gegen alle Regeln einen außerordentlich großen Fang gemacht hatten. Sie brauchen ganz offensichtlich die Unterstützung anderer Fischer und die Kapazität ihrer Boote, um diesen Fang überhaupt bewältigen zu können. Das alles sehen die Menschen am Ufer also. Ob sie aber wirklich mitbekommen, was zwischen Jesus und Simon geschieht? Vielleicht haben sie noch hören können, wie Simon zunächst leisen Zweifel gegenüber Jesus zeigt und hatten sicher Verständnis dafür. Die ganze Nacht war sein Fischen vergeblich geblieben und nun sollte ausgerechnet bei Tageslicht der gewünschte Erfolg eintreten?

Auf dein Wort hin, sagt er zu Jesus. Auch das mag die eine oder der andere am Ufer noch mitgehört haben. Aber was da eigentlich in ihm vorgegangen ist, das konnte damals niemand wirklich miterleben.

An dieser Stelle verändert sich der Name des Simon zu Simon Petrus, was darauf hinweist, dass beim Anblick der übervollen Netze aus dem Fischer ein anderer Mensch geworden ist. Von nun an wird er nicht mehr einfach so für sich und seine Angehörigen leben und arbeiten, sondern von nun an wird er einer sein, auf den andere sich stützen können, auf den man sich verlassen und auf den man bauen kann.

In jener Szene auf dem See ist davon freilich noch nichts zu spüren. Angesichts der übervollen Netze gerät Simon in Furcht. Wahrscheinlich hat er bis dahin einfach nur so dahingelebt, wie die meisten Menschen. Er rechnet wohl mit Gott in seinem Leben. Aber er selbst nennt sich auch angesichts des großen Fanges einen sündigen Menschen. Jetzt scheint der unerwartet große Fang ihm Angst zu machen. Offenbar sieht er darin ein besonderes Geschenk Gottes, das ihn in seinem ungeheuren Ausmaß an seine Sündhaftigkeit, an sein „Von-Gott-getrennt-sein“ erinnert. Simon ist einer, der seine Grenzen kennt. Er weiß wohl, dass er ein solches Geschenk nicht verdient hat und fürchtet sich vielleicht davor, dass er es sich erst noch verdienen soll. Es könnte doch sein, dass Gott, wenn er so großzügig gibt, auch entsprechend fordern könnte.

Es gibt in der Tradition unseres Volkes manche Redewendung und Geschichte, die angesichts vergleichbarer glücklicher Begebenheiten eher zur Vorsicht mahnen: Glück und

Glas, wie leicht bricht das. Es kann einem Menschen irgendwie wohl auch einmal zu gut gehen. Das deutet Gefahr an. Mancher hat schon mit sträflichem Übermut auf eine glücklich zugefallene große Gabe reagiert und so alles wieder verdorben.

Bei nicht wenigen Menschen gibt es wohl auch ein recht solides Empfinden dafür, dass es in fast jedem Lebensweg leichte und schöne, aber auch harte und schwer zu bewältigende Zeiten gibt. Manche Menschen scheuen sich sogar davor, über ihr Glück auch nur zu reden. Denn sie fürchten sich, das Unglück dadurch geradezu herbeizureden.

Nach der Darstellung des Lukasevangeliums ist Simon von Jesus ziemlich schnell aus seinem Erschrecken und seiner Furcht herausgeholt worden. Jesus gibt neue Orientierung. Sein Boot und seine Netze, seine ganze Ausrüstung und wohl auch die vielen Fische, das alles kann er liegen lassen. Fürchte dich nicht, sagt Jesus zu ihm, von nun an wirst du Menschen fangen. Man kann diese Geschichte ganz sicher als einen Teil der Biographie des Simon verstehen. Sie beschreibt zweifellos eine entscheidende Wende in seinem Leben und macht neugierig auf die Fortsetzung: Wie ist es ihm ergangen? Was ist aus Simon Petrus geworden?

Überzeugender und gewichtiger wirkt dieser Text, wenn wir ihn lesen und hören als eine Geschichte, die beispielhaft die Entwicklung der Gemeinde Jesu Christi beschreibt. Die Überschrift „Der Fischzug des Petrus“, die wir in vielen Bibelausgaben finden können, lenkt unsere Aufmerksamkeit vorrangig auf die vielen Fische. Diese sind ein Zeichen dafür, dass Gott die Kirche Jesu Christi durch die Jahrhunderte hindurch hat wachsen lassen. Dies wahrzunehmen, tröstet und ermutigt – in den Sorgen um die Zukunft der Kirche. Die Geschichte vom Fischzug des Petrus erinnert daran, dass Gott manchmal gerade dann auf wunderbare Weise und scheinbar gegen alle menschliche Vernunft Menschen berührt und bewegt, wenn es eigentlich nach den unter uns geltenden Regeln nicht zu erwarten wäre. Wenn wir damit rechnen, dass Gott weiß, was er will und wir uns offen halten für überraschende Erfahrungen mit ihm, es wagen, auf sein Wort hin zu leben, dann kann sich der Glaube des Einzelnen und der Gemeinde entwickeln und wachsen. Amen.

04.09.2009 (DBH)

Lukas 10,25-37

Ob Jesus gewusst hat, wie wichtig diese Geschichte einmal werden würde? Sie ist die bekannteste Geschichte aus dem Neuen Testament, ein Prüfstein des christlichen Glaubens.

Dabei ging es Jesus damals nur um eine ganz konkrete Situation. Er wollte sich möglichst ehrlich und aufrichtig mit einem auseinandersetzen, der ihn fragte: Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? Jesus widerstand der Versuchung, darauf zu antworten; seine Antwort zu geben, die dem andern doch nicht helfen würde. Er sagte: Das weißt Du doch selber. Du kennst doch das Gesetz. Und richtig: der andere wusste es, er hatte nur Schwierigkeiten sein Wissen in ein entsprechendes Handeln umzusetzen.

Auch heute laufen viele Menschen mit Fragen herum. Sie suchen nach Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Was nützt es uns, wenn wir ihnen unsere Antworten geben, die wir versuchen zu leben? Wird daraus schon Hilfe und Orientierung für den andern? Er muss es schon selber für sich herausfinden. Und was noch viel schwerer ist: dem auch vertrauen und danach leben.

Wo aber sollen wir suchen, wenn wir solche Fragen haben nach dem Sinn des Lebens? Von Augustinus stammt die Antwort: „Gehe nicht hinaus, kehre in dich selbst zurück; die Wahrheit wohnt im inneren Menschen.“ Es ist, als ob Jesus diese Einsicht schon vorweggenommen hätte mit seiner Reaktion auf die Frage des Schriftgelehrten: Wer ist denn mein Nächster?

Er hätte ihm eine Antwort geben können, die wäre ihm begegnet wie etwas Fremdes von außen. Statt dessen erzählt er eine Geschichte, stellt damit Betroffenheit, eigene innere Beteiligung her bei dem Fragenden und lässt ihn selber die Antwort finden. Er hilft ihm, nach innen zu hören und dort eine Antwort zu finden auf seine Frage. Du weißt nicht, wer dein Nächster ist? Stell dir vor, du gerätst in folgende Situation: Räuber kommen, überfallen dich, du liegst da, hilflos und verletzt. Und dann gehen die an dir vorbei, die du immer für deine Nächsten gehalten hast, auf die du so selbstverständlich setzt in deinem Leben: der Priester, der Levit, lauter ehrenwerte Leute aus deinem Volk.

Sie sehen dich, aber sie gehen vorüber. Und dann kommt einer, den du immer verachtet hast, ein Fremder, mit dem du am liebsten nichts zu tun hättest. Und der bleibt stehen, der hilft dir, der pflegt dich und ist bei dir. Wer ist nun dein Nächster? Du weißt es doch, du hast es am eigenen Leibe erfahren. Und diese Erfahrung ist so ganz anders als all deine alten Vorurteile, deine Abwehrmechanismen gegen das Fremde. Hast du gemerkt, worauf es ankommt? Mach erst mal selber die Erfahrung und du wirst wissen, dass manche Meinung, die du vorher gehabt hast, falsch war. Ich glaube, viele Menschen haben ihre Einstellung zu einem Problem geändert, nachdem sie es selbst am eigenen Leibe verspürt haben. Wie schnell und leicht sind wir mit einem Urteil dabei. Aber wenn es uns selbst trifft, dann lernen wir um, manchmal nur schwer und unter Schmerzen.

Ich finde, das ist das eigentliche Geheimnis dieser Geschichte: nicht das Helfen, sondern das Verwandeltwerden durch eigene Erfahrung. Einer, der das bestimmt vorher so nicht sagen konnte, der sagt das jetzt: der Samariter, der Fremde, das ist der Nächste.

Wenn ich diesem Geheimnis noch weiter nachgehe, dann mache ich noch viele Entdeckungen mit dieser Geschichte. Denn diese Geschichte lädt noch viel mehr dazu ein, die Wahrheit im eigenen Innern, bei sich selbst zu suchen.

Wie gesagt, ob Jesus das geahnt hat, wie tief diese Geschichte reicht? Dass sie nicht nur eine treffende Antwort war für den Fragesteller damals, sondern dass sie die Menschen umgetrieben hat über Jahrhunderte und sie sich immer wieder gemessen haben an ihr?

Ich bin ja nicht bloß einer, der gelegentlich unter die Räuber fällt und auf Hilfe angewiesen ist und dabei die überraschende Erfahrung macht, wer eigentlich mein Nächster ist, wer nun wirklich hilft und zu mir steht.

Ich bin auch selber ein Räuber. Einer, der andere verletzt und dann achtlos in ihren Schmerzen liegen lässt. Ja leider ist das so, und es ist eine bittere Erkenntnis: ich bin auch ein Räuber.

Und ich bin auch Priester und Levit, der an anderem, fremden Leid vorübergeht, weil er beschäftigt ist; weil er Rücksicht nehmen muß, weil es ja gefährlich sein könnte, sich auf einen Hilflosen so nahe einzulassen.

Nun, mir zum Troste kann ich sagen, dass ich auch manchmal wie der barmherzige Samariter bin. Ich sehe Menschen hilflos am Rande ihres Lebensweges, ich trete hinzu, reiche ihnen die Hand, helfe ihnen, so gut ich kann.

Aber bei meiner Beschäftigung mit dieser Geschichte ist mir etwas aufgegangen, was ich bisher übersehen habe: der Samariter gibt den Verletzten ja ab in einer Herberge bei einem Wirt und macht sich wieder auf seinen Weg. Offensichtlich gibt es Grenzen der Hilfe. Ich kann nicht immer bei dem andern bleiben, ich muss wieder fort, meinen eigenen Weg gehen. Vielleicht komme ich einmal wieder, aber ich kann nicht für immer bleiben. Der Hilfe sind Grenzen gesetzt nach dem Maß der Zeit, der Intensität, ja der persönlichen Eigenart des Helfers.

Ein barmherziger Samariter braucht eine Herberge und einen Wirt, sonst wäre er schnell überfordert. Kann ich meine Grenzen immer rechtzeitig erkennen? Weiß ich, wann ich wieder gehen muss? Und gibt es dann jemanden oder einen Ort, wo der andere wohlbehütet bleiben kann, wenn ich mich wieder aufmache? In unserer Arbeit in der Diakonie stoßen wir oft auf diese Grenze. Es gibt eine Grenze des Helfens, die ich einhalten muss,

damit ich mich und andere nicht überfordere. Aber was wird aus dem anderen, der mehr erwartet, als ich im Augenblick geben kann? Wird er eine Herberge und einen Wirt finden, der ihn pflegt, bis ich wiederkommen kann?

Ich wünschte mir, unsere Gemeinden und unsere Diakonie wären auch so ein Ort, wo der unter die Räuber Gefallene und sein Helfer ausruhen können und aufgehoben sind, wenn sie einander auch wieder loslassen müssen. Wir alle brauchen einen bergenden Hintergrund, eine Herberge, die uns aufnimmt, wenn wir mit unseren Kräften am Ende sind. Helfer sind auch manchmal hilflos, überfordert müssen doch auch Rücksicht nehmen und wieder ihrer Wege ziehen. Das bedeutet dann Trennung und Schmerzen, die Gefährdung aller bisherigen Hilfe. Was wäre der barmherzige Samariter ohne den Wirt, bei dem er den Verletzten in Obhut zurücklassen kann?

Ich denke, wenn wir die Geschichte so meditieren, dann entdecken wir, wie wichtig eine gemeinsame Herberge ist.

In der christlichen Gemeinschaft jeweils vor Ort ist der Raum, wohin wir uns alle bergen können, wer immer wir sein mögen, das Abendmahl. Ob Täter oder Opfer, Vorübergehender oder Helfer, Dableibender oder Weiterziehender: wir sollen alle geborgen sein bei Gott. Das ist ein tiefer Trost, wenn wir die Wahrheit über unser Leben an uns heranlassen. Wer ich auch bin, ich brauche Gottes verzeihende Güte. Amen.

26.10.2009 (MH)

Markus 10,2-9

Können Sie sich noch an Ihre erste große Liebe erinnern? Oder daran, als Sie das letzte Mal so richtig verliebt waren? Oder vielleicht sind Sie ja gerade verliebt, oder immer noch – nach vielen Ehejahren.

Lassen Sie Ihre Gedanken und Gefühle doch einmal hingehen zu diesem Zustand der Verliebtheit. In eine Zeit oder einen Zustand der Sehnsucht. In eine Zeit, in der die Sehnsucht und Liebe zu einem anderen Menschen Sie ganz und gar bestimmt. In eine Zeit voller Glücksgefühle, in eine Zeit, in der alles andere unwichtig wird, in eine Zeit, in der Sie bereit waren, alles stehen- und liegen zu lassen nur für diesen einen Menschen. In eine Zeit, in der Sie sich wie im Siebten Himmel gefühlt haben, wie im Paradies.

An diesen paradiesischen Zustand erinnert uns Jesus heute morgen. Darf ein Mann sich von seiner Frau scheiden lassen, fragten die Pharisäer und setzten voraus: Natürlich darf er es. Die Bibel, die Tora, Moses erlaubt es. Und wird Jesus, der Jude, es etwa wagen, dem Gesetz zu widersprechen? Das ist die Ausgangssituation. Eine Fangfrage und das zu einem so schwierigen und emotionalen Thema wie Ehescheidung.

Wie reagiert Jesus? Er sagt: Weil wir so oft verhärtete Herzen haben, hat Moses die Möglichkeit der Ehescheidung eingeräumt und sogar bis in Detail geregelt. Aber die Trennung von Mann und Frau, ist nicht Gottes ursprünglicher Wille.

Und dann erzählt Jesus vom Paradies, und wie Gott den Menschen geschaffen hat. Gott, so sagt Jesus, hat den Menschen als Mann und Frau geschaffen. Und deswegen wird ein Mann sich in eine Frau verlieben und umgekehrt. Und das Begehren und die Liebe wird so groß sein, Mann und Frau werden sich wechselseitig so bezaubern und voneinander hingerissen sein, dass ein Mann alles verlassen wird, was ihm bis dahin wichtig war. Sogar seine Mutter. Und auch die Frau wird alles verlassen. Sogar ihren Vater. Und so soll es sein, sagt Gott, denn es ist nicht gut, dass der Mensch allein ist. Sondern Mann und Frau werden ein Fleisch werden. So hat es Gott am Anfang, von Beginn der Schöpfung an, vorgesehen.

Einladend malt Jesus aus, wie Gott die Einheit von Mann und Frau gewollt hat und immer noch will. In der Schöpfungsgeschichte, in den Bibelstellen, die Jesus zitiert, ist zwar von der Ehe gar nicht die Rede. Sondern nur davon, dass Gott den Menschen als Mann und

Frau geschaffen hat, dass er ihnen das Begehren zueinander geschenkt hat und die Sehnsucht eins zu werden. Aber auch wenn die Ehe gar nicht erwähnt wird, ist für Jesus und seine Zeitgenossen klar: Die Einheit von Mann und Frau, das Mit- und Füreinander, verwirklicht sich in der Ehe. Das ist der Kern des christlichen Eheverständnisses: Die Beziehung zwischen Mann und Frau, die Ehe ist zuallererst ein Geschenk Gottes an uns. Und für die, die dieses Geschenk bekommen und damit an den Anfang der Schöpfung, also tatsächlich ins Paradies versetzt werden, für die ist Scheidung kein Gedanke mehr. So ist die Konsequenz Jesu von seiner Sicht her logisch und zwingend: Was Gott zusammengefügt hat, das soll, ja, das kann der Mensch nicht scheiden.

Es sind Bilder des Anfangs, Bilder der Sehnsucht, die Jesus mit seinem Hinweis auf das Paradies in uns wiederbeleben will. Gönnen wir uns doch diese Bilder, diese Sehnsucht nach dem Paradies. Denn nur, wenn etwas von dieser Verliebtheit, etwas von diesem Paradies des Anfangs in unseren Beziehungen erhalten bleibt, kann die Ehe gelingen, auch in den späteren Phasen und Jahren, wenn die Verliebtheit hoffentlich der Liebe und das Begehren der Vertrautheit weicht. Wenn es gelingt, Zugang zu diesem Paradies zu finden, bildlich gesprochen; wenn die Tür zum Paradies offen bleibt, ein Stück weit jedenfalls, dann kann die Ehe der Lebens- und Segens-Raum sein und bleiben, den Gott im Sinn hatte, als er uns Menschen geschaffen hat als Mann und als Frau. Und alle Beratungs- und Selbsthilfeliteratur, alle Frauen- und Psychologiezeitschriften versuchen genau dies: Die Tür zum Paradies für Paare wieder ein Stück weit zu öffnen – nicht immer mit Erfolg, wie wir alle wissen und wie die Scheidungsstatistiken belegen.

Damit sind wir in der Realität angekommen. Das Alte Testament, Jesus und auch wir wissen: Beziehungen, Ehen scheitern. Aufgrund unserer Herzenshärte, sagt Jesus. Weil wir gefühllos werden, unempfindlich, geraten Ehen in eine Krise, stellen sich Ermüdung und Überdruß am anderen ein. Deshalb langweilen wir uns miteinander und gehen einander auf die Nerven, deshalb werden Gesten der Zärtlichkeit weniger, das Gefühl verschwindet, den anderen zu begehren und Lust miteinander zu erleben.

Gelingende Beziehung, nicht Scheidung, das ist Gottes Wille. Aus dieser Feststellung Jesu hat die Kirche lange Zeit ein Scheidungsverbot gemacht. Sicherlich in der guten Absicht, dass die Partner sich doch wieder versöhnen mögen und können. Aber Gesetz, Gebot, Anstrengung, guter Wille, ja selbst ernsthafte Gebete können Herzenshärte nicht heilen. Die Trennung ist in vielen Beziehungen Realität, unvermeidlich, ja vielleicht sogar der bessere von zwei schlechten Wegen, wenn nämlich Herzenshärte zu Gewalt und Missbrauch in einer Ehe führen.

Trotzdem ist es wichtig, daran zu erinnern: So getrennt hat Gott den Menschen nicht gewollt. Wo Trennung geschieht, werden zwei Menschen den Möglichkeiten der Liebe und der Partnerschaft – und damit auch den eigenen Möglichkeiten – nicht wirklich gerecht. Ein Anlass zu vielen Schmerzen und zu Trauer. Ein Anlass aber auch daran zu erinnern, dass Gottes Sorge und Liebe gerade den Gescheiterten gilt.

Eindrucksvoll, was die Hannoversche Bischöfin Käßmann 2007 über ihre Scheidung zu Kindern gesagt hat: „Freundschaften halten nicht immer ein ganzes Leben, auch die Liebe nicht. Menschen enttäuschen einander. Ja, es ist möglich, dass zwei, die sich einmal geliebt haben, sich nicht mehr mögen, dass Eltern sich trennen.“ „Weißt du, wenn zwei Menschen sich verlieben, dann sind sie sehr, sehr glücklich. (...) Aber dann kann es passieren, dass die beiden sich fremd werden. Wie, wenn du eine beste Freundin hast oder einen Freund, und auf einmal ist es nicht mehr so, wie es einmal war. Und dann gibt es nur noch Streit. Das tut dann richtig weh. Und manchmal ist es besser, ein Paar trennt sich.“

Wer kann sagen, wann und woran eine Liebe stirbt? Das können oft nicht einmal die Eheleute selber, allen anderen bleibt ohnehin nur die Spekulation, einschließlich der von den Bild-am-Sonntag-Reportern heimgesuchten Schwiegermutter, die beklagte, ihr Sohn habe immer im Schatten seiner selbstbewussten Frau gestanden.

Margot und Eckhardt Käßmann sind sehr unterschiedliche Typen. Sie ist schnell, vorwärtsdrängend, ungeduldig; er ist ruhig, bedächtig, zurückhaltend. In den Veranstaltungen, wo sie als Ehrengast in der ersten Reihe saß, hockte er unauffällig in der dritten.

Lange haben sich offenbar die Unterschiede ergänzt, irgendwann aber, so heißt es nun, hatte sich das Paar auseinandergeliebt, so banal, wie es einst Erich Kästner reimte: „Als sie einander sieben Jahre kannten, und man darf sagen, sie kannten sich gut / Da kam ihnen die Liebe abhanden, wie anderen Leuten ein Stock oder Hut.“ Als Margot Käßmann vor drei Jahr eine Brustkrebsoperation überstanden hatte und die Reporter fragten, wer ihr in der Zeit der Angst Mut gemacht hätte, sagte sie: meine Töchter.

Die Krankheit hat wohl die Entscheidung zur Trennung beschleunigt, und diese Entscheidung ist typisch für sie: „Ein Mann hätte vielleicht versucht, das Aufsehen zu vermeiden und irgendwie weiterzuleben“, sagt eine Vertraute – „sie wollte Klarheit und Wahrhaftigkeit.“ Manchmal gibt es keinen anderen Weg.

Jesus erinnert uns an den Anfang der Schöpfung. Er erinnert uns daran, wie und warum Gott ursprünglich Mann und Frau füreinander geschaffen hat – als Geschenk und Bereicherung füreinander. Diese Erinnerung kann helfen, in unserer Beziehung auch an den Zauber des Anfangs zurückzukehren, uns zu erinnern an Momente, in denen in unseren Beziehungen erlebbar war, dass unser Partner uns ein Geschenk war, dass wir einander geschenkt waren und sind.

Es sind vor allem die Dichter, die diesen Zauber, diese Bilder des Anfangs, von dem Jesus hier spricht, in Worte fassen können. So schreibt Marie Luise Kaschnitz in einem Gedicht:

Wie du mir nötig bist?
Wie Trank und Speise dem Hungernden,
dem Frierenden das Kleid,
wie Schlaf dem Müden,
Glanz der Meeresreise dem Eingeschlossnen, der nach Freiheit schreit.
So lieb ich dich, wie dieser Erde Gaben
Salz, Brot und Wein und Licht und Windeswehen.
Die, ob wir sie auch bitter nötig haben,
Sich doch nicht alle Zeit von selbst verstehen.

Amen.

13.11.2009 (DBH)

Matthäus 25,31-46

Wenn es um die Sehnsucht nach einer besseren Welt geht, da könnten alle Menschen miteinander einig sein. Das heißt, wenn sie überhaupt diese Sehnsucht noch verspüren und nicht schon längst resigniert haben. Auch den Römerbrief kann man so hören: Das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf eine solche Welt ohne Leid, ohne Schuld, ohne dass Menschen einander zu Opfern machen. Wo der Vorletzte Sonntag des Kirchenjahres als Volkstrauertag begangen wird, da wird auch der Opfer gedacht – der Opfer von Krieg, Terror, Verfolgung. Wir müssen nicht bis in die Zeit der Weltkriege zurückgehen, um solche Opfer in den Blick zu bekommen. Wir brauchen nur die Nachrichten anzustellen. Wer empfindsam geblieben ist für die Not der Menschen, der hält es kaum aus, solche Nachrichten zu sehen. Und fragt sich: Hört denn das nie auf mit Gewalt, Verfolgung und Unterdrückung? Werden die Menschen denn nie klug? Wo ist Gott inmitten dieser Welt? Oder hat er sich längst aus ihr verabschiedet und sie sich selbst überlassen? Lohnt es sich denn überhaupt noch, für das Gute einzutreten? Oder ist sowieso alles egal?

Unser Evangelium spricht nicht von der Sehnsucht. Es spricht von der Verantwortung. In ganz eigenartiger Weise wird sie uns eingeschärft. Nicht durch Ermahnungen, nicht durch

Hinweise: Seht, das ist der Wille Gottes. Und ihr sollt ihn nun tun. Das alles nicht. Hier erleben Menschen vielmehr ihr Leben gleichsam im Rückblick. Und da entdecken sie: Wir hatten Verantwortung in unserem Leben. Wir hatten Chancen. Wir sind Menschen begegnet, die unsere Hilfe brauchten. Und erst hier, erst jetzt entdecken sie, dass alles, was sie getan hatten, Gewicht hat. Und niemand fragt mehr in dieser Stunde: Wo warst du, Gott? Wo warst du, Christus, in unserer Welt? Niemand versucht mehr, Gott die Schuld für das Weltgeschehen in die Schuhe zu schieben. Niemand versucht mehr, Gott für die Versäumnisse verantwortlich zu machen, die der Mensch verschuldet hat. Nur ein großes Verwundern ist da: Wann haben wir dich gesehen und dir das alles getan? Wann haben wir dich hungrig oder nackt oder im Gefängnis gesehen und haben dir nicht geholfen?

Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Eigentlich dürfte die Pointe der Geschichte ja nur wirken, wenn man sie zum ersten Mal hört. Nur wenn man nicht damit rechnet, in dem Geringsten dem Herrn selbst zu begegnen, kann man ohne Berechnung und ohne Hintergedanken ihnen Gutes tun. Aber offenbar wirkt die Geschichte immer neu. Und leider wirkt sie oft überhaupt nicht. Und manche fragen denn auch an: Ist dies überhaupt ein Evangelium, eine gute Nachricht? Oder ist dies eine Drohgeschichte, eine Geschichte, die den Menschen Angst machen soll? Und können sie wirklich noch das Gute tun, wenn sie Angst haben? Haben sie noch etwas von ihren guten Taten, wenn sie sie aus Berechnung tun?

Der Dichter Leo Tolstoi hat die Geschichte anders verstanden. Zu unserem Predigttext fällt mir seine Erzählung mit dem Titel „Wo die Liebe ist, da ist auch Gott“ ein: Der Schuhmacher Martin Awdejtsch, der um den Tod seines Kindes trauert, hört in seiner Trauer die Stimme Jesu Christi: Er werde morgen zu ihm kommen. Und dann sitzt er am nächsten Tag und wartet. Verschiedene Menschen kommen am Fenster vorbei. Ein erschöpfter alter Mann. Dem hilft er. Dann eine Frau mit Kind. Beide völlig durchkühlt. Er hilft ihnen. Am Ende eine alte Frau. Sie streitet mit einem Jungen um einen gestohlenen Apfel. Martin gibt ihnen zu essen und zu trinken. Am Abend liest er unseren Bibeltext. Und da weiß er es: Christus ist zu ihm gekommen. Christus ist nicht der unbarmherzige Richter, der gnadenlos richtet. Denn Gott ist die Liebe. Und in der Liebe ist er unter den Menschen gegenwärtig. Kann man unsere Geschichte auch so hören? Als Evangelium? Lassen Sie es mich in vier Punkten zu sagen versuchen.

Erstens: Wenn Christus auf der Seite der Hilfsbedürftigen ist, ja wenn er in ihnen gegenwärtig ist, dann haben die Opfer eine Stimme bekommen. Eine Stimme, die sie vielleicht nie erheben konnten. Hier sprechen sie sozusagen aus der Perspektive des Jüngsten Gerichts: Ich bin hungrig gewesen, ich bin durstig gewesen, nackt, ein Fremder, krank und im Gefängnis. Und auf ihrer Seite steht Jesus selbst. Vielmehr: In ihnen, durch sie spricht er. Wir brauchen also nicht mehr zu fragen: Wo ist Gott in unserer Welt? Gott hat sich gering gemacht. Er ist Mensch geworden in Jesus Christus. Und als Mensch unter Menschen hat er gelebt und gelitten. Seinen Tod, seine Auferstehung bekennen wir. An seine Gegenwart im Heiligen Geist glauben wir. Und hier wird sie nun ganz konkret. Hier tritt er unter uns, auf der Seite der Geringsten, mit ihnen verbunden. In ihnen leidet er und erfährt Gutes und Böses. Mit ihm hat er sich identifiziert. Und das heißt dann doch auch: Niemand ist verloren. Das darf unsere Hoffnung sein.

Zweitens aber: Es gibt nicht nur Opfer in der Welt. Wo es Opfer gibt, da sind auch Täter. Und wir wissen auch: Gerade die Opfer, stehen in Gefahr, selbst wieder Täter zu werden. Wenn wir in unserer eigenen Erinnerung suchen, dann können wir vielleicht feststellen, dass man sich selbst leichter in der Rolle des Opfers wahrnimmt. Wo Streit ist, wo Menschen einander verletzt haben – in unserem eigenen Erleben sehen wir uns öfter auf der Opferseite. Da hat einer uns weh getan; da hat jemand uns Böses zugefügt. Und das, was wir erlitten haben, das steht uns oft noch so deutlich vor Augen wie vor zwei, zehn oder

fünfzig Jahren, als es geschah. Und bei manchen Erinnerungen steigt der Schmerz, der Zorn, die Enttäuschung neu wieder hoch.

Was wir getan haben, was wir vielleicht auch anderen angetan haben, das ist uns dagegen nicht so deutlich. Das müssen wir uns oft erst sagen lassen von diesen anderen. Und erst dann wird es uns bewusst oder wieder neu bewusst: Wir sind ja nicht nur Opfer, wir sind ja immer auch Täter, solange wir verantwortlich handeln können.

Und nun wird uns gesagt: Es ist nicht egal, wie wir leben. Es ist nicht ohne Folgen, was wir tun. Es ist nicht ohne Bedeutung, ob wir versuchen, in dieser Welt einen Sinn zu finden. Andere Menschen rücksichtsvoll zu behandeln. Ihnen Vertrauen, Liebe, Hilfe entgegenzubringen. Es ist nicht egal, ob wir trotz aller Rückschläge immer neu versuchen, das Gute zu wollen und zu tun. Wenn es egal wäre, müsste man verzweifeln. Dann wäre alles umsonst. Aber es nicht egal. Und gerade in dem Geringsten seiner Schwestern und Brüder tritt uns Christus selbst gegenüber.

Drittens: Gott ist auf der Seite der Opfer. Aber er ist verborgen. Das war ja gerade die Überraschung am Ende für beide Seiten: Wann haben wir das getan? Wann haben wir das nicht getan? Die einen wie die anderen sind überrascht. Wir reden oft von der Verborgenheit Gottes in dieser Welt. Wir klagen darüber. Wo ist er denn, fragen wir. Wo lässt er sich sehen? Die Antwort unserer Geschichte: Er ist auf der Seite der Geringsten. Er ist auf der Seite der Opfer. Dies macht die Sache aber nicht klarer. Auch in den Opfern bleibt er gleichsam verborgen. Und wenn man dafür noch eine Erklärung aus der Erfahrung bräuchte, dann liegt sie nach dem eben Gesagten ja auf der Hand: Wir sind eben nie nur Täter oder Opfer, nie nur Helfer oder Hilfsbedürftige. Uns treten Menschen ja nicht gegenüber mit einem Schild um den Hals, auf dem steht: Ich bin ein Opfer. Wir treten einander gegenüber im Tun und Erleiden. Es fällt uns sicherlich oft schwer, in denen, die uns kränken, herausfordern, die Geringsten der Geschwister Christi zu entdecken. Es ist nicht leicht, in denen, die sich aufblasen, wichtig tun und die Ellenbogen gebrauchen, noch Menschen zu erkennen, die unsere Hilfe brauchen. In unserer Welt liegen Licht und Schatten dicht beieinander. Und das Urteil Christi am Ende der Zeiten, das können wir nicht vorwegnehmen. Schon gar nicht können wir es in die eigene Hand nehmen. Nicht wir richten den Maßstab auf, sondern er selbst tut es.

Auch darum also bleibt Gott, bleibt Christus verborgen in dieser Welt. Weil er der Richter ist und bleibt. Nicht wir können sein Gericht in unsere Hände nehmen. Nicht unsere Urteile sind es, die wir viel zu weich oder viel zu hart über andere Menschen oder uns selbst abgeben, halb blind, mit verstelltem Blick aus Angst, Schmerz, Wut oder Eigensucht oder wie immer. Nicht wir sind es, die Richter spielen sollen. Ist das nicht eine gute Nachricht? Er selbst, unser Herr, wird der Richter sein.

Viertens: Wenn das so ist, was ist dann überhaupt der Maßstab des Handelns? Es ist die Liebe. Und die Liebe setzt sich durch am Ende. Und was in der Liebe geschieht, bleibt erhalten. Denken wir zurück an das Evangelium und die überraschten Fragen: Wann haben wir dich gesehen? Da haben die einen und die anderen offenbar nicht deshalb gehandelt weil sie sich vor Strafe fürchteten, sondern sie haben den Menschen gesehen, und sie haben gesehen, dass er Hilfe braucht. Sie haben nicht den Umweg über ein Gebot Gottes gebraucht, das ihnen gleichsam von außen entgegentritt. Sie haben es ja ins Herz geschrieben bekommen. Und das hat aus ihrem Herzen gesprochen, als sie den anderen Menschen sahen in seiner Not. Und dem haben sie geholfen.

Es wäre doch schrecklich, wenn wir den Menschen nicht um ihrer selbst helfen würden. Der Maßstab des Handelns war nicht die Angst vor Strafe, sondern die Liebe. Unsere Geschichte ist dann eine schreckliche Geschichte offenbar nur für die, die Gott und der Liebe, die er schenkt, fremd gegenüber stehen, die Gott verantwortlich machen wollen für ihre Fehler oder für den Lauf der Welt. Die bestrafen sich gleichsam selbst. Sie schließen sich aus von dem, was die Bibel Heil nennt. Sie schließen sich aus von den heilenden

Kräften, Worten und Gedanken, die das Evangelium schenkt. Sie verweigern sich der Liebe.

Aber tritt uns die Herausforderung zur Liebe nicht in jeder Begegnung neu entgegen? Und dürfen wir nicht immer wieder erfahren, wie wir getragen sind von dieser Liebe? Wären wir nicht längst in Kälte erstarrt, wenn wir daraus nicht leben dürften? Haben wir da nicht längst die Gegenwart unseres Herrn unter uns und in uns erfahren? Auf dem Weg der Liebe wird er uns neu begegnen, verborgen und doch gegenwärtig. Und wir dürfen leben in der Zuversicht, dass er bei uns ist alle Tage. Amen.

07.12.2009 (MH)

Legende vom Heiligen Nikolaus

Haben Sie vorgestern abend auch Schuhe oder Strümpfe vor die Tür gestellt? Sie wissen nicht, warum Sie das hätten tun sollen? Vorgestern war Nikolausabend! Am Nikolausabend stellen Kinder (und auch manche Erwachsene!) ihre Stiefel oder Strümpfe vor die Tür, in der Hoffnung, dass diese mit Süßigkeiten gefüllt werden.

Und gestern war also der Nikolaustag, das Fest des Heiligen Nikolaus; und obwohl wir als evangelische Christen mit röm-kath Heiligen eigentlich recht wenig anfangen können – der Nikolaus ist in unseren Gemeinden, in der Volksfrömmigkeit vor allem bei den Kindern eine durchaus bekannte und bedeutende Gestalt. Ich denke, Grund genug, auch heute unter uns ein klein wenig über ihn nachzudenken.

Mit dem Heiligen Nikolaus ist gemeint Nikolaus von Myra, der um 304 bis ca. 345 nach Christus lebte. Über das Leben des Heiligen existieren wenige historisch gesicherte Zeugnisse. Vermutlich stammte Nikolaus aus Patara, einer früheren Stadt in der kleinasiatischen Provinz Lykien (heute Türkei). Er trat ins nahe gelegene Kloster von Sion ein und wurde später zum Erzbischof oder Metropolit von Myra geweiht. Angeblich nahm er am Konzil von Nicäa teil. Ende des 11. Jahrhunderts brachte man seine Gebeine nach Bari/Italien und errichtete eine Grabkirche.

So wenig wir über sein Leben wissen, umso mehr Legenden ranken sich um sein Leben. Als Schutzheiliger der Kinder, Seefahrer, Kaufleute, Apotheker und Bäcker, in den USA auch der Bankleute, wurden zu seiner Gestalt eine Vielzahl von Geschichten, Erzählungen, Anekdoten gebildet, die sich um sein Schutzheiligentum der jeweiligen erzählenden Gruppe ranken. Als einer der 14 Nothelfer hat er für die katholische Volksfrömmigkeit den grundsätzlichen Charakter des helfenden, beistehenden Heiligen, an den sich Menschen in ihrer Not wenden.

Und wenn es stimmt, daß das Gedicht Dietrich Bonhoeffers: „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ sich auf den Gedanken der 14 Nothelfer bezieht, die dann als 14 Engel z.B. in der Kinderoper „Hänsel und Gretel“ von Humperdinck den Schlaf der Kinder behüten und bewachen, so ist der Gedanke des grundsätzlichen Nothelfers auch in der evangelischen Frömmigkeit durchaus lebendig.

Bekannt und beliebt seit dem Mittelalter bis heute ist nun aber der Heilige Nikolaus als Schutzheiliger besonders der Kinder. So war in Europa der Brauch, am Nikolaustag einen Jungen zum Bischof zu ernennen, der dann bis zum 28. Dezember (dem „Fest der Unschuldigen Kinder“) im Amt blieb, bis ins späte Mittelalter weit verbreitet. Und in Hamburg gibt es diese Kinderbischofe bis heute: Jungen und Mädchen!

Von Klosterschulen ist bekannt, daß dieser Brauch für einen Tag zugleich auch eine sehr konkrete Art der Machtübernahme von Kindern darstellte; die Idee des „Kinder an die Macht“ (Herbert Grönemeier) ist also durchaus sehr alt und macht sich – dann ebensowenig erstaunlich – an der Person des Heiligen Nikolaus fest. Auch verständlich ist, daß einige Auswüchse aus diesem Brauch schon im Mittelalter von Erwachsenen doch recht schnell wieder eingedämmt wurden.

Anderes Brauchtum aber hat sich bis heute erhalten, allerdings sind in diesen Bräuchen auch Abwandlungen des ursprünglichen Gedankens des Nikolaus als des Heiligen für die Kinder sichtbar:

In Deutschland stellen die Kinder am Vorabend des 6. Dezembers Schuhe und Stiefel vor die Tür, damit sie der heilige Nikolaus mit Geschenken füllen soll. In den Niederlanden, der Schweiz und in Teilen von Österreich und Deutschland tritt der Heilige im Gewand eines Bischofs auf, dem die Kinder den Katechismus aufsagen müssen, bevor sie mit Geschenken (Nüssen und Äpfeln) belohnt werden. Manchmal wird er von einem grimmig aussehenden Diener begleitet, Knecht Ruprecht oder Krampus, der droht, Kinder zu bestrafen, die nicht brav gewesen sind oder ihre Gebete nicht aufsagen können. In anderen Teilen Europas laufen statt des Knecht Ruprecht kleine, als Teufel verkleidete Jungen hinter dem Nikolaus her.

Dieser letztgenannte Brauch geht zurück auf eine sehr drastische Legende, die sich um das Leben und Wirken des Nikolaus rankt: Sie berichtet davon, dass er einmal drei kleine Jungen wieder zum Leben erweckte, die von einem Wirt geschlachtet und gepökelt in ein Faß gesteckt worden waren.

Wenn deshalb im Brauchtum Knecht Ruprecht damit droht, die unartigen Kinder in einen Sack oder ein Tintenfass zu stecken, so geht dies auf diese alte Legende zurück: Da gibt es einen Wirt, einen Vertreter der Erwachsenenwelt, der sie – im Bild der Legende – schlachtet und gepökelt in ein Faß steckt. Das Bild steht natürlich für die Sache: Kinder werden unterdrückt, geknechtet und getötet an Leib und Seele.

Das Tintenfass in späteren Umformungen der Überlieferung könnte dann auf entsprechende Wirkungen von schulischer Ausbildung hinweisen. Nikolaus wiederum ist in diesem Zusammenhang dann aber der, der die Kinder vor dieser Unrechtstat der Erwachsenen an ihnen bewahrt.

Im Brauchtum unserer Zeit tritt nun – und das ist im ganzen Zusammenhang gar nicht verwunderlich – ein moralisch-religiös wertender Nikolaus auf, der die Kinder im Katechismus abfragt und je nach Betragen auch einmal den Knecht Ruprecht zum Einsatz kommen läßt. Ich kann mich an einen solchen hochnotpeinlichen Vorgang erinnern, der mir den Gedanken an einen Schutzheiligen und Wahrer meiner Rechte erst einmal reichlich vermiest hat. Heute weiß ich allerdings, daß hinter dem moralischen Übervater St. Nikolaus eine Erwachsenenwelt zur Wirkung kommt und sich Gestalt verschafft, die den ursprünglichen Gedanken des Heiligen Nikolaus als des Schutzheiligen der Kinder umgedreht, in einigen Auswüchsen gar pervertiert hat in einen pädagogischen Knüppel-Helfer der Erwachsenen.

Der Heilige Nikolaus hat sich – zum Glück – durch die Zeiten hindurch seinen eigenen Charakter bewahrt: Den des Freundes und Nothelfers vor allem der Kinder. Das macht auch heute seinen Reiz für Eltern und Kinder aus, aber auch seine Bedeutsamkeit: Nikolaus wurde gebraucht und wird gebraucht.

In allen Zeiten brutalen Umgangs mit Kindern, in denen die Rechte der Kinder mit Füßen getreten werden, da stellt er sich diesen Kleinen und Schwachen an die Seite. Das ist keine Sozialromantik, sondern Reaktion auf jeweils bittere, ja fürchterliche Wirklichkeiten; hier nur Stichworte: Kindersklaverei, Kinderarbeit, Verwahrlosung, Kinderprostitution, fehlende Schulbildung in einer kindgerechten Schule, Hunger, Tod durch Krieg, Mißbrauch von Kindern an Leib und Seele.

Manches ist Vergangenheit, vieles aber sehr lebendige Gegenwart in unserer Welt des ausgehenden 20. Jahrhunderts, auch in unserer Gesellschaft. Die Rechte von Kindern werden mit den Füßen getreten, sie geraten unter die Räder unseres Fortschritts, sie werden zu Opfern unseres Wunsches nach Selbstverwirklichung.

Ja, Nikolaus wird gebraucht.

Wir merken: Der Nikolaustag ist nicht der Tag putzigen bis romantischen Brauchtums, er ist von seinem eigentlichen Wesen her der Tag der Proklamation des Rechtes der Kinder, des Lebensrechts der Kleinen und Schwachen. Dieses Recht proklamiert der Heilige Nikolaus, dieses Recht proklamiert Gott selbst.

Eine wunderschöne Legende erzählt: Als Nikolaus stirbt, tritt er vor den Herrn. Er beklagt sich nicht über seinen Tod, aber er beklagt, daß nun niemand mehr sich der Kleinen und Schwachen annehmen wird. Da gibt ihm der Herr den Auftrag, für einen Tag im Jahr immer wieder auf die Welt und dort der Kinder annehmen darf.

Die Welt hat ihn nötig, immer wieder, mindestens diesen einen Tag der Kinder, den Tag des Nikolaus, weil es der Wille Jesu Christi ist, daß keines von den Kleinen verloren ginge; sonst ginge die Welt verloren.

Da, wo die Rechte der Kleinen und Schwachen hochgehalten und geachtet werden, da beginnt das Reich Gottes ein klein wenig zur Wirklichkeit zu werden, da werden wir merken, wie ER, unser Gott, immer wieder zu uns kommt – in der Gestalt eines Kindes. Amen.

2010

01.02.2010 (MH)

1. Korinther 9,24-27

Vor wenigen Tagen berichtete eine Wochenzeitschrift über Yuri Foreman, der als erster Mann mit israelischem Pass am 14. November des vorigen Jahres in Las Vegas Boxweltmeister wurde.

Alle bisherigen 28 Kämpfe als Berufsboxer hat der aus Weißrussland stammende, nach Israel emigrierte und seit einigen Jahren in den USA lebende Boxer gewonnen. Aber nun setzt er die Energie und Zielstrebigkeit, die ihn in seiner Sportlerlaufbahn bis ganz nach oben gebracht hat, dahin ein, die Bibel zu studieren und sich zu einem Rabbiner, zu einem jüdischen Schriftgelehrten ausbilden zu lassen und in diesem Jahr alle Prüfungen abzulegen mit dem Ziel, in Israel eine jüdische Gemeinde zu leiten.

„Gut so“, sagt Paulus, lasst euch von Sportlern wie diesem Box-Weltmeister mitreißen. Sie haben ein ZIEL. Wie für diesen Boxweltmeister ist euer Ziel, nicht lediglich eine Weltmeisterschaft oder eine Medaille zu erlangen, sondern ewige Freude, ewiges Leben bei Gott. Sollte sich im Blick auf dieses höchste Ziel nicht der größte EINSATZ lohnen?

Stellt euch vor, da behauptet einer: „Ich bin ein guter Sportler. Aber ich verzichte auf nichts. Ich rauche, soviel ich mag, ...ich trinke, soviel ich will, ...ich esse, solange es mir schmeckt. Eine rauschende Party lasse ich mir auch vor dem Wettkampf nicht entgehen. TRAINING ist etwas für Anfänger.“ Ihr wisst, wie es so einem Typen in Kürze gehen würde. Schnell würde er schlapp machen. Und die Wettkämpfe müsste er sich bald von der Zuschauertribüne ansehen.

Glaubt mir, so ähnlich ist es auch, wenn jemand von sich behauptet: „Ich bin ein guter Christ. Aber ich verzichte auf nichts. Die Trainingsstunden in Gottesdienst, Bibellektüre und Gebet überlasse ich den Anfängern im Glauben.“

Ich kann euch sagen, wie es einem solchen Menschen ergeht. Sein Glauben wird bald in ein Formtief geraten. Im Alltag wird er merken, wie ihm das Training für sein Leben aus der Gemeinschaft mit Gott fehlt. Lieber wird er von der Zuschauertribüne aus verfolgen, wie andere Menschen versuchen, als Christen zu leben. Aber seine eigene Laufbahn als Christ bleibt in den Kinderschuhen stecken, weil er auf viele Dinge nicht verzichten, weil er das Training seiner Gottesbeziehung gar nicht erst aufnehmen will.

Der Afrikaner Keino, zweifacher Olympiasieger im Langlauf, hat einmal gesagt: „Persönlich führe ich meine Erfolge zurück auf Training, Mut und Gebet. Vor jedem Wettkampf bete ich und bitte den Herrn um seine Hilfe, damit ich mein Bestes tun kann.“

TRAINING, MUT UND GEBET: Ob wir dies nicht auch brauchen, um als Christen ans Werk zu gehen? Es ist im Übrigen keine Schande, mit dem Training christlichen Lebens immer neu zu beginnen, wie Luther es einmal gesagt hat:

„CHRIST IST MAN NICHT IM SEIN, SONDERN IM WERDEN!“

Das geht aber wie bei einem erfolgreichen Sportler nicht ohne VERZICHT. Wenn wir jedoch das Ziel unseres Lebens klar vor Augen haben, fällt uns der Verzicht nur für Augenblicke schwer. Kaum haben wir den Verzicht ausgeübt, spüren wir: Das war die allein richtige Entscheidung!

Fragen wir uns ruhig, worauf wir gut und gern VERZICHTEN können.

Wer darauf verzichtet, jeden Sonntagmorgen lange zu schlafen, endlos zu frühstücken oder sofort nach dem Frühstück ins Grüne zu fahren, hat Zeit gewonnen für eine intensive Begegnung mit Gott in Gemeinschaft mit anderen Christen.

Wer darauf verzichtet, unentwegt Fernsehprogramme einzuschalten oder eine Vielzahl von Illustrierten zu „studieren“, hat Zeit, ein Buch zu lesen, das ihn innerlich weiterbringt.

Wer darauf verzichtet, sich jeden Abend nur mit sich selbst zu befassen, kann einen tröstlichen Brief schreiben, ein ermutigendes Telefonat führen oder einen Besuch machen bei einem trauernden, leidenden und einsamen Menschen. Wer einem Gefährdeten zuliebe auf Alkohol verzichtet, kann ihm womöglich ein Stück dabei helfen, davon frei zu werden. Wer darauf verzichtet, sein Geld nur für sich und seine Familie auszugeben oder es lediglich zu sparen, hat Mittel für Hungernde und Notleidende, aber auch für gemeinnützige Vorhaben, die ohne großzügige Spender vielleicht unterbleiben müssten.

Sogar von den umstrittenen BOXERN können wir nach Ansicht des Apostels noch etwas lernen: „Ich kämpfe mit der Faust, aber nicht wie einer, der in die Luft schlägt, sondern ich bezwinde meinen Leib und zähme ihn, dass ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde.“

Stellen Sie sich vor: Da steht ein Boxkämpfer im Ring und entzündet zahlreiche Feuerwerke an wilden und harten Schlägen. Aber sein Gegner duckt sich immer wieder erfolgreich und weicht mit geschickter „Beinarbeit“ aus. So verfehlen die meisten Schläge des Boxers seinen Gegner. Die Punktausbeute dieses Boxers bleibt deshalb sehr gering. Gelingt es ihm nicht, seinen Gegner k.o. zu schlagen, wird er den Kampf verlieren.

Wissen Sie, es genügt auch für aktive Christen nicht, wenn sie ihren Dienst mit viel Kraft und Aufsehen erregenden Aktionen vollführen und dabei den Gegner verfehlen. Mancher Kraftaufwand ließe sich da einsparen. Aber wer ist der Gegner im Kampf der Christen? Paulus sagt:

MEIN HAUPTGEGNER, DAS BIN ICH SELBST. Weil auch in mir die Neigung steckt, auf mich und nicht auf Gott zu bauen, weil auch in mir die Neigung vorhanden ist, Gott an den Rand und nicht in das Zentrum meines Lebens zu stellen, weil auch ich manchmal meine, Gott könne doch nicht so kleinlich sein, es mit seinen eigenen Weisungen genau zu nehmen, und darum könne ich ja auswählen aus den Anordnungen Gottes, die mir passen und denen, die mir überhaupt nicht liegen, darum bin ich mein wichtigster Gegner.

Dietrich BONHOEFFER hat im Gefängnis über „STATIONEN AUF DEM WEG ZUR FREIHEIT“ nachgedacht und zuerst von der „ZUCHT“ folgendes geschrieben:

„Ziehst du aus, die Freiheit zu suchen, so lerne vor allem Zucht der Sinne und der Seele, dass die Begierden und deine Glieder dich nicht bald hierhin, bald dorthin führen. Keusch sei dein Geist und dein Leib, gänzlich dir selbst unterworfen und gehorsam, das Ziel zu suchen, das ihm gesetzt ist.“

Denken wir noch einmal an die SPORTLER.

Neulich wurde von einer jungen Frau unter dieser Überschrift berichtet „Scarlett Werner – Wunderkind kehrt zurück“. Diese 25 Jahre junge Tennisspielerin war schon einmal als „neue Steffi Graf“ bezeichnet worden, weil ihre Begabung für Tennis offensichtlich war. Aber dann ließ sie vor sechs Jahren die Tenniswelt entnervt hinter sich. Der Druck, den andere auf sie ausübten, führte bei ihr zu einem Burn-out. Inzwischen hat sie Medizin studiert, bereitet sich auf den entsprechenden Studienabschluss vor und startet nun aus eigener Überzeugung, natürlich mit Hilfe von Fachleuten, ein zweites Mal ein intensives Tennistraining mit dem Ziel, 2013 zu den Top 20 Spielerinnen der Welt zu gehören. Für dieses Ziel schuftet die junge Frau sechs Stunden pro Tag neben den Abschlussarbeiten an ihrer medizinischen Dissertation. Im Blick auf ihre Lebensplanung sagt die zielstrebige Frau heute: „Früher wurde ich gesteuert, heute lenke ich selbst.“

Von dieser sportlichen Geschichte können wir für die Ausübung unseres Christseins etwas lernen: So sehr andere Menschen, etwa Eltern, Großeltern oder „Profis“ im Glauben uns anregen können, uns mit dem christlichen Glauben zu befassen, es kann leicht am Ende in einer entnervten Aufgabe enden, wenn wir diesen Weg nicht beizeiten aus eigenem Antrieb selber gehen.

Dabei kommt es nicht darauf an, dass wir es am Ende dazu bringen, zu den 20 prominentesten Christen weltweit zu gehören. Es reicht vielmehr aus, wenn wir die Gaben, die Gott

uns geschenkt hat, im Vertrauen auf ihn entdecken und es lernen, sie zur Ehre Gottes, zum Besten unserer Mitmenschen und zur Förderung der Kirche anzuwenden. Auf diesem Weg können uns die unermüdlich trainierenden Sportler mit ihrer Zielstrebigkeit ein Bild dafür sein, UNSER GANZES LEBEN ALS TRAINING FÜR EIN LEBEN MIT GOTT anzusehen. Dieses Training ist zugleich der entscheidende Wettkampf. TRAININGSANWEISUNGEN gibt es genug in der Bibel:

Wir üben, immer NEU AUF GOTT ZU HÖREN – gemäß dem Wort Jesu: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort, das Gott spricht.“

Wir üben ein, anderen so etwas wie ein BARMHERZIGER SAMARITER zu sein.

Wir üben ein, wie wir anderen HÄNDE entgegenstrecken und dabei auch Fremde als Mitmenschen sehen und annehmen.

Wir üben ein, wie unsere FÜSSE nicht zu Orten des Unrechts und der Gottlosigkeit, sondern zu Orten der Gottesbegegnung gehen.

Wir üben ein, Weggefährten nicht unsere ELLENBOGEN in die Seite zu rammen oder ihnen hinderlich im Weg zu stehen.

Wir üben ein, unsere ZUNGEN im Zaum zu halten, Verletzendes nicht auszusprechen, Gutes von anderen Menschen zu reden und alles zum Besten zu wenden.

Wer die BEQUEMLICHKEIT wählt, kann nicht damit rechnen, Siege zu erringen. Wer nur die Zerstreuung sucht, wird kaum auf Dinge stoßen, die hinter dem oberflächlichen Alltagsgeschehen liegen.

Um es ganz drastisch zu sagen: Wer um 11 Uhr 10 Mohrenköpfe isst, hat um 12 Uhr keinen Appetit mehr auf ein gutes Mittagessen.

WER NIE VERZICHTEN LERNT, WIRD AM ENDE AUF DAS WERTVOLLSTE VERZICHTEN MÜSSEN!

Darin liegt der Reiz des christlichen Glaubens, dass wir dem Hunger nach Gott Vorrang geben vor aller Sättigung, die uns sonst noch zuteil werden kann.

Ein einfaches Bild: Lasst uns so werden wie die Kinder, die ein Spielzeug entschlossen aus der Hand geben, wenn ihnen von den Eltern ein neues, anspruchsvolleres geschenkt wird. Amen

05.03.2010 (DBH)

Epheser 5,1-8

Der heutige *Predigttext* ist ein Abschnitt aus dem Epheserbrief. Dieser Brief ist im Grunde eine Predigt, eine schriftliche Predigt an kleine Christengemeinden in der Hafenstadt Ephesus und ihrer Umgebung in der heutigen Türkei.

In diesen Gemeinden damals wurde der ganze Brief im Zusammenhang von Anfang bis Ende vorgelesen, die Hörer konnten darum den Sinn der einzelnen Verse im Gesamtzusammenhang des Briefes verstehen. Wir hören heute nur einen kleinen Abschnitt aus dem letzten Briefteil, in dem Paulus aus dem, was er vorher von Christus und dem Glauben gesagt hat, Folgerungen für das christliche Verhalten zieht.

Dazu müssen wir noch wissen: In Ephesus gab es damals einen großen und berühmten Tempelbezirk, in dem u.a. ein Standbild der griechischen Göttin Artemis – lateinisch: Diana – der Göttin der Jagd, verehrt wurde. Um den Tempelbezirk herum gab es jede Menge Händler – man machte ja zu allen Zeiten auch Geschäfte mit der Religion – und es gab die Tempelprostitution: unter religiösem Deckmäntelchen getarnte sexuelle Ausschweifungen.

Ich lese nun aus *Epheser 5 die Verse 1 bis 8a*: ...

Hu! könnte man denken, das klingt aber ganz schön nach Moralpredigt, man sieht förmlich den mahnend erhobenen Zeigefinger: Ihr Christen sollt anständige Menschen sein, nicht so unanständig wie Leute, die schlüpfrige Witzchen machen, dumm daherschwät-

zen, geil und geizig sind. Ein Konfirmand soll mal gesagt haben: Christentum – das ist das, was man nicht darf. Diesen Satz könnte man hier bestätigt finden.

Wo bleibt in diesen Versen die Freude und die Freiheit? Wo bleibt die Glaubensheiterkeit, die nach dem Theologen Karl Barth ein Hauptkennzeichen eines Christen ist?

Immerhin – im letzten Vers werden wir aus scheinbar spießig-muffiger Enge in die Weite geführt: Ihr wart früher Finsternis – jetzt aber, wo ihr zu Christus gehört, seid ihr Licht! Menschen könnt ihr sein, deren Leben Christus hell und strahlend gemacht hat, Menschen, die klarsichtig sind und von denen ein Leuchten ausgeht. Denn das meint Paulus schon: Christen unterscheiden sich von Menschen, die von Christus nichts wissen, wie Licht von Finsternis!

Machen wir uns dazu klar: Paulus schreibt diesen Brief an Menschen, die kurz vorher – meist als Erwachsene – getauft worden waren. Vorher hatten sie allen möglichen Götzen gedient, sich an allen möglichen finsternen Machenschaften beteiligt, sexuellen Ausschweifungen gefrönt, sich wortwörtlich „durchs Leben geschlagen“ – ein Menschenleben galt damals ja kaum etwas.

Aber jetzt, sagt Paulus, jetzt hat euer Leben einen Herrn, und das ist der Herr Christus. Und in ihm sollt und könnt ihr Gott selbst finden. Nicht einen Gott, den man fürchten muss, der Opfer fordert, sondern einen Gott, der euch zu seinen Kindern gemacht hat! Ihr, die ihr vorher als Sklaven oder Prostituierte überhaupt keinen Wert in den Augen anderer Menschen hattet – für Gott habt ihr einen unendlich hohen Wert! Heilig seid ihr ihm! Heilige seid ihr für ihn! Göttliche Liebe wendet er durch Jesus jedem von euch zu! Wie hell ist euer Leben nun geworden! Und nun ahmt Gott nach! So wie Kinder ihre Eltern nachahmen, so könnt ihr Gott, könnt ihr Jesus nachahmen, ihm entsprechen, liebevoll zu Andern sein.

Kann es eine höhere Ehrung für uns Menschen geben? Du kannst gar nicht hoch genug von Dir denken! Eine Tochter Gottes bist du! Ein Sohn Gottes bist du! Mit allen Rechten und Pflichten eines Gottessohnes, einer Tochter Gottes. Zu Deinen Rechten gehört: Du bist Erbe Gottes! Es wartet ein Erbe, ein unvergängliches und unfasslich schönes Erbe (1. Petr. 1,4) im Himmel auf dich! Und Pflichten? Eigentlich nur diese: Lerne von deinem erstgeborenen Bruder, wie Du solch ein Leben als Kind Gottes gestalten kannst! Ahme ihn nach! – seid Nachahmer Christi: das griechische Wort „mimetai“ steht hier – seid Mimen Christi!

Und nun können wir uns gar nicht radikal genug vorstellen, was das damals bedeutete, wie sehr sich damals die Christen in ihrem Umgang miteinander von den Menschen um sie herum unterschieden. In der Tat wie Licht von der Finsternis! Der Kirchenvater Tertullian, der im 4. Jahrhundert lebte, hat davon in einem seiner Bücher geschrieben: „*Seht, wie sie sich lieben*“ – das sei der immer wiederkehrende von geradezu ungläubigem Staunen geprägte Ausruf angesichts der Gemeinschaft der Christen gewesen: „*Seht, wie sie sich lieben!*“

Gott, wie er in Christus Gestalt annimmt, *nachahmen*, so zueinander sein, wie Christus zu Menschen war: Es gibt in der Tat nur ein Wort, das Christi Verhalten zusammenfassend benennt, und das ist das Wort „Liebe“, Liebe im Sinne von Hochachtung vor anderen Menschen, vor ihrer Würde, vor ihrem Recht auf Leben.

Und nun nennt der Apostel drei Bereiche, in denen wir sie üben sollen, drei Bereiche, die offenbar besondere Schwachstellen bei uns sind, besondere Einfallstore für verführerische Einflüsse, und das sind die Bereiche der Sexualität, des Geldes und der Sprache.

Sexualität. Da gibt es eine unchristliche Tradition verklemmter Prüderie und kleinbürgerlicher Moral, die das Gegenteil christlicher Freiheit war und ist, ein Verurteilen von Menschen, die in ihrem sexuellen Verhalten der sog. bürgerlichen Moral nicht entsprechen.

Wie gut, dass wir in der Bibel Anderes lesen können. Einmal: Wie oft wird da Sexualität als eine köstliche Gabe des Schöpfers gepriesen! Und: Wie gut ist es auch, dass wir in der Bibel lesen: Jesus hat die Samariterin am Brunnen (Joh. 4) nicht verurteilt oder ver-

achtet, obwohl er wusste, dass sie mit einer ganzen Reihe von Männern intim gewesen war und mit dem derzeitigen unverheiratet zusammenlebte. Im Gegenteil, er hat sie als Gesprächspartnerin geehrt und bejaht und *darüber* änderte sich aber dann auch ihre Einstellung von Grund auf, sie lebte nun Jesus, dem Herrn ihres Lebens, entsprechend. Und: Jesus hat auch die Ehebrecherin, die gesteinigt werden sollte (Joh. 8), nicht verdammt, sondern sie barmherzig und liebevoll angesprochen – und *darüber* änderte sich ihr Leben von Grund auf.

Heute ist das Problem nicht Prüderie und Verklemmtheit, sondern das Pendel ist ins andere Extrem ausgeschlagen: Hemmungslose Vermarktung der Sexualität, Erniedrigung von vielen hunderttausenden Frauen, Mädchen, Kindern besonders aus osteuropäischen, aber auch fernöstlichen Ländern in Bordellen, im Internet, in Videos ... Und zu all dem muss man allerdings so deutlich wie in unserem Text sagen: Damit darf und soll ein Christ nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Im Gegenteil: Wir müssen solch ein menschenverachtendes skrupelloses Verhalten bekämpfen, wo es nur geht! Stattdessen sollen Christen Vorbilder für eheliche Liebe und Treue sein.

Zweitens, die *Habsucht*. Ich las vor einigen Monaten in der Zeitung das Ergebnis einer soziologischen Untersuchung, wonach die Habgier unter den Deutschen rapide zunehme. Wie kommt das? Die Antwort, denke ich, kann nur sein: Weil die Menschen seelisch arm und erbärmlich dran sind. Es fehlt ihnen die Lebensfülle, die aus der Erfahrung, geliebt zu werden, kommt. Es fehlt ihnen das Vertrauen in die Liebe und Führung Gottes. Wer dagegen *„in der Liebe lebt“*, wie es hier heißt – *welch ein schöner Ausdruck übrigens: in der Liebe leben wie ein Fisch im Wasser – der kann gar nicht anders: Er wird wie von selbst großzügig. Er vergisst nämlich nicht: Wir sind nicht Herren des Geldes, es gehört uns nicht, es ist uns von Gott geschenkt, anvertraut. Und er weiß: Wenn wir uns zu Herren des Geldes machen, wird das Geld zum Herrn über uns. Kennzeichen eines Christen dagegen ist die Freigebigkeit, die Großzügigkeit.*

Und der dritte Bereich: Die *Sprache*, der Umgang mit Worten. Paulus warnt vor leerem Gerede, er weiß: Worte haben Machtcharakter, Worte sind ungeheuer wirkungsvoll, können wunderbar trösten, aber auch tief verletzen. Auch hier wieder: Wer in der Liebe lebt, und das heißt auch immer: im Gespräch mit Gott, dessen Worte werden aufbauende, tröstende, mutmachende Kraft haben. Wie heißt es von Jesus immer wieder? *„Und er redete mit Vollmacht!“*

Sollte man uns nicht – auch gerade in den Bereichen der Sexualität, des Umgangs mit Geld und des Umgangs mit Worten – anmerken können, wer der Herr unseres Lebens ist? *„Früher wart ihr Finsternis, nun aber, seit ihr zu Christus gehört, seid ihr Licht. Lebt als Kinder des Lichtes!“* Amen.

15.03.2010 (MH)

2. Korinther 1,3-7

„Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes“, so begann unser Bibeltext. Der Apostel Paulus hat in seinen Briefen wunderbare Namen für Gott gefunden: Der Gott der Liebe und des Friedens, der Gott der Geduld und des Trostes – das ist vielleicht der schönste Name, den wir Gott geben können: Er ist der Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal. Aber dann steht in unserem Text hier kein Punkt, sondern der Satz geht weiter. Gott tröstet uns, „damit wir auch andere trösten können“. Und das nun könnte ich die schönste Aufgabe nennen, die wir Christen haben, oder das schönste Amt. Es ist ein „Trostant“. Davon will ich zu Ihnen sprechen. „Anderen zum Christus werden“, wie Luther gesagt hat, indem wir sie trösten. Darauf läuft das Priestertum aller Gläubigen hinaus.

Aber was heißt nun eigentlich „Trost“ und „trösten“, – ein Wort, das in unserem Text nicht weniger als zehnmal vorkommt? – Wir verstehen ja im heutigen Sprachgebrauch unter „trösten“, dass wir andere Menschen über einen Kummer hinweghelfen: Leidtragende sollen getröstet werden, wie es auch in den Seligpreisungen der Bergpredigt heißt. Aber der ganze Sinn des Wortes „trösten“ ist das nicht und nicht einmal der ursprüngliche. Es hängt wohl zusammen mit dem Wort „vertrauen“. Und so klingt es auch im Munde Jesu, wenn er sagt: „Sei getrost!“ – nämlich: Habe Vertrauen zu mir! „Trost“ ist der Zuspruch von Hoffnung. Er tröstet nicht irgendwie über eine schlimme Stunde hinweg, er vertröstet nicht auf bessere Zeiten: „Es wird schon wieder gut ...“. Nein. „Trösten“ meint: Es ist alles gut. Gott hat dich nicht vergessen und verlassen, sondern er ist bei dir. Darum: „Sei getrost!“

Nicht wahr, wenn wir in unserer Sprache sagen, ein Mensch sei „nicht ganz bei Trost“, dann meint das auch nicht bloß: Er ist ein bisschen verrückt, er ist nicht „bei Sinnen“, sondern eigentlich viel tiefer: Er sieht keinen Sinn mehr, für ihn ist alles hoffnungslos. Er hat nichts, worauf er sich verlassen kann. Er ist nicht nur im Kopf „nicht bei Trost“, sondern er hat den Boden unter den Füßen verloren. Und darum heißt „einen andern trösten“: ihn aufrichten und wieder auf die Füße stellen, auf einen Grund der Hoffnung.

Ich glaube aber, dass das nur Menschen können, die selber auf solch festem Grund stehen. Paulus sagt: die selber von Gott getröstet sind. Die selber von ihm aufgerichtet sind und seinen Trost erfahren haben „in aller unserer Trübsal“. Das ist auch solch ein leicht missverständliches Wort hier: „Trübsal“. Als ginge es wieder nur um Kummer und Leid oder um „trübselige“ Gemütszustände. Paulus redet hier aber von ganz konkreten „Bedrängnissen“, die er erfahren hat und von denen die Briefempfänger in Korinth – im Unterschied zu uns – ganz genau wissen. Es sind schwere „Belastungen“, wie das Wort „Trübsal“ wohl besser zu übersetzen wäre, Bedrückungen oder Leiden, wie sie auch Christus erfuhr. Aber das ist nun wirklich schwer zu verstehen: dass „die Leiden Christi reichlich über uns kommen“ – über uns, die Apostel, meint Paulus. Ich weiß nicht, ob das für alle Christen gilt: dass wir teilhaben an den Leiden Jesu, und wie das gemeint ist. Dass Jesus mitleiden kann mit unserer Schwachheit, – wie es im Hebräerbrief heißt – das verstehe ich. „Fürwahr, er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“ – das zu erkennen, ist der Sinn der Passionszeit. Christus leidet für uns, und er leidet mit uns. Aber dass Paulus mit ihm leidet und dass seine Leiden über uns kommen: Das ist nicht leicht zu erklären. Aber schauen wir auf die vielen Kreuze, die Menschen zu tragen hatten und noch zu tragen haben in ihrem Leben! Haiti! Chile! Wir leisten als Diakonie Katastrophenhilfe und wollen damit trösten: Seid getrost, ihr seid nicht vergessen, Hilfe ist nahe!

Und soviel, glaube ich, können wir doch auch verstehen, und das ist die Hauptsache hier in unserem Text: Wir sind ganz eng mit Christus verbunden. Wir sind durch die Taufe und im Glauben so mit ihm verbunden wie die Glieder an einem Leib. Wir sind Glieder am Leib Christi. Das sagt Paulus an vielen anderen Stellen. Und diese unauflösliche Gemeinschaft mit Christus ist der Grund unserer Hoffnung.

Mit ihm leiden und sterben, das hieße dann: Wir sind im Tod und Leben eins mit Christus. So schreibt Paulus es im Römerbrief: „Wir sind mit ihm durch die Taufe begraben in den Tod“, und er fährt fort: „Wie Christus auferweckt ist von den Toten – so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein“. Es geht nicht nur um eine Leidens, sondern um eine Lebensgemeinschaft. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.

Und weil wir mit Christus so eng verbunden sind, gehören wir auch als Christen so eng zusammen. Was dem einen widerfährt an Bedrängnissen, das widerfährt allen. Aber das gilt nicht nur für die „Trübsal“, sondern auch für alles, was Grund zur Freude gibt. Immer wieder zeigt Paulus diese Lebensgemeinschaft am Bild des Leibes: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und wenn ein Glied geehrt wird, so freuen sich alle Glieder mit. Ihr seid der Leib Christi und jeder von euch ein Glied“. Wir sind keine isolierten Ein-

zelwesen, die nur für sich Gottes Barmherzigkeit erfahren und beten: „Gelobt sei Gott dafür. Er tröste uns reichlich durch Jesus Christus“ – und denken dabei nur an sich selbst.

Dieser Vers in dem wir den tröstenden Gott loben und ihn bitten, er möge uns trösten in aller unserer Trübsal, er wird ja oft als erstes Bibelwort bei Begräbnissen gesprochen, – aber so, als hörte er hier auf. Das tut er aber nicht. Und ich glaube nun, dass es gerade das Entscheidende an unserem Bibeltext ist, auch wenn wir ihn in allen Einzelheiten vielleicht nicht verstehen: Wir sind als Kirche Jesu Christi eine ganz enge Gemeinschaft. Eine „Gemeinschaft der Heiligen“, wie wir es im Glaubensbekenntnis sprechen. Aber „heilig“ sind wir nicht deshalb, weil wir viel besser als alle anderen wären oder gar vollkommene Menschen. Wir sind „heilig“, weil wir zu Gott gehören und mit Christus verbunden sind. Und wenn er uns nun „tröstet“, dann ist die Geschichte seines Trostes damit nicht zu Ende, sondern es geschieht, „damit wir auch trösten können mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“

Wie tun wir das? Gar nicht immer mit Worten. Die Freunde Hiobs können uns einfallen, des frommen Mannes im Alten Testament, der so viel erdulden musste. Und dann kommen sie „um ihn zu beklagen und zu trösten – und saßen mit ihm auf der Erde sieben Tage und sieben Nächte und redeten nichts mit ihm; denn sie sahen, daß der Schmerz groß war.“ Dieses trostreiche Schweigen war das Beste, was sie taten. Als sie dann nämlich anfangen zu reden, war das gar nicht mehr gut; denn nun versuchten sie zu erklären, warum Gott soviel Leid über Hiob kommen ließ und ob er nicht selbst sogar schuld daran gewesen ist ... Das war kein Trost mehr, der aufrichtet, sondern neue „Trübsal“, nämlich neue Bedrückung. –

Mit dem „Trösten“ durch Worte ist das ja so eine Sache. Theologen lernen, dass das griechische Wort für „trösten“ im Neuen Testament das gleiche Wort ist, das oft mit „ermahnen“ übersetzt wird. Manchmal weiß man nicht, welche von beiden Bedeutungen an einer bestimmten Stelle die richtige ist. Aber es ist wichtig und geradezu spannend, das herauszufinden. „Lasst keine Spaltungen unter euch aufkommen!“ – da ermahnt Paulus wirklich und solche „Ermahnung“ ist auch nötig. Aber wenn er von Gottes Gnadengaben redet, die einzelnen in der Gemeinde von Gott gegeben sind: „Ist jemand Ermahnung gegeben, so ermahne er“ – ob er da nicht doch eher das Trostamt meint? „Darum ermahnt euch untereinander!“ heißt es an anderer Stelle – sollten wir nicht besser einander trösten? Ermahnung und Trost gehören zwar manchmal zusammen und sind nicht gegeneinander auszuspielen. Aber es ist niemals gut, sie durcheinander zu bringen. Im Ermahnen und Zurechtweisen, auch im Schuldzuweisen sind wir jedenfalls schnell bei der Hand – mit dem erhobenen Zeigefinger, obwohl wir ehrlich trösten wollen. Aber der Zeigefinger ist kein Trost. Ermahnung ohne Zuspruch richtet nicht auf, sondern drückt nieder. Und wenn der Heilige Geist von Christus selber „der Tröster“ genannt wird, der bei uns in Ewigkeit sein soll, dann ist er eben kein ewiger „Ermahner“. Als „Geist der Wahrheit“ schlägt er uns die Wahrheit nicht um die Ohren, wie wir es leider oft tun, sondern kommt wirklich als Tröster zu uns.

Auch viele Gesangbuchlieder nennen ihn so: „Heiliger Geist, du Tröster mein“. Es würde falsch, ja geradezu komisch klingen, wenn es hieße: „Du willst in aller Not und Pein, o guter Geist, mein Ermahner sein“. Oder: „Komm zu uns werter Ermahner“ und nicht: „Komm zu uns, werter Tröster!“ Wir lächeln zwar, aber es ist kein Spaß. Es ist überhaupt nicht spaßig, wenn wir, die wir doch zum Trostamt aller Gläubigen berufen sind, die Gnadengabe des Tröstens verschmähen und einander lieber die Köpfe waschen. Paulus jedenfalls tut das an keiner Stelle. Im gleichen Kapitel unseres Bibeltextes steht der wunderbare Satz: „Wir sind nicht Herren über euren Glauben, sondern Gehilfen eurer Freude.“ Einander zur Freude des Glaubens helfen – dazu sind wir Christen da.

Das heißt „trösten“, dass die Trauergeister weichen und unser „Freudenmeister“ Jesus hereintritt, wie wir vorhin als Hauptlied am Sonntag Laetare gesungen haben. Laetare

heißt: Freue dich! „Sei getrost!“ – denn du hast Grund dazu. „Lebt Christus, was bin ich betrübt?! Ich weiß, daß er mich herzlich liebt ...“ Wenn wir dies Wissen, diesen Glauben nicht für uns behalten, sondern andere damit aufrichten, dann ist die Welt nicht mehr tröstlos, sondern trotz allem voll Freude. Solche Gehilfen zur Freude wollen wir sein, damit alle Menschen wieder „bei Trost sind“. Amen.

26.04.2010 (MH)

1. Johannes 5,1-4

Es gibt Bücher, die schlage ich auf und bin von der ersten Seite an gefesselt, lese weiter, weil ich nicht abwarten kann, wie die Geschichte weitergeht.

Es gibt aber auch Bücher, in die ich mich erst einlesen muss. Umständliche Einführungen in Land und Leute, das Umkreisen von Themen. „Komm doch endlich zum Punkt“, denke ich dann oft. Die Thematik wird von allen möglichen Seiten betrachtet; es geht nicht klar genug nach vorne.

So geht es mir oft, wenn ich auf Bibelabschnitte stoße, die aus dem Johannesevangelium oder den Johannesbriefen stammen. Es dauert ein bißchen, bis ich den Punkt begreife, um den es geht.

Nun, Briefe haben in der Regel eine Geschichte, vor allem eine Vorgeschichte. Und ich muss diese Vorgeschichte kennen, damit ich überhaupt verstehe, was die Person mitteilen will. Bei diesem sehr verschnörkeltem Text, den wir gehört haben, erst recht. Also, was war geschehen, worauf reagiert der Briefschreiber?

Es gab Christenmenschen, die waren der Überzeugung, Jesus sei nicht der Mensch gewordene Sohn Gottes. Sie meinten vielmehr, dass er geboren wurde wie alle, aber durch sein Leben habe er sich als besonderes Vorbild erwiesen. Dadurch wurde er von Gott zu Christus gemacht. Leiden und Sterben konnte nur der Mensch Jesus, aber nicht der Gottessohn Christus. Der sei ein Geistwesen. Am Kreuz hinge nur ein Scheinleib.

Diese Überzeugung hatte Folgen. Denn es ist doch so, dass aus einer bestimmten Theorie immer auch eine Praxis folgt, also aus einem Bekenntnis eine Ethik. Dieser Glaube nahm also die Leiblichkeit – heute würden wir eher sagen: die konkrete Umsetzung des Glaubens – nicht ernst genug. Die Gebote, vor allem die Bruderliebe, wurden unwichtig. Das Ganze nannte man Dokerismus.

Diese Vorgeschichte müssen wir im Hinterkopf haben, wenn wir den Johannesbrief lesen. Sehr umständlich kommt er zum Punkt. Ich wage diese umständlichen Worte vereinfacht in drei Sätzen zusammenzufassen. Dabei habe ich mich von der Überschrift leiten lassen, die die Herausgeber der Bibel über diesen Abschnitt gesetzt haben: „Von der Kraft des Glaubens“.

- Christlicher Glaube ist in der Liebe zu Gott begründet.
- Christlicher Glaube ist in der Liebe zum Nächsten konkret zu leben.
- Christlicher Glaube ist so etwas wie Kampf.

1. Christlicher Glaube ist in der Liebe zu Gott begründet.

Bibliotheken sind voll von Abhandlungen über diese Frage. Auf Synoden hat man sich viel über das richtige Denken gestritten und Antworten gesucht. Aber richtiges Denken, die „reine Lehre“ über Gott und Jesus, wie man das gerne in der lutherischen Tradition genannt hat, gibt keinen Lebenshalt. Wenn Glauben nicht das richtige Denken über Gott ist, wie sollen wir dann vom Glauben sprechen? Glauben, so meine ich, ist eine lebendige Beziehung zwischen Gott und Mensch. Lebendige Beziehungen werden durch die Liebe gegründet und erhalten:

- Nicht das Denken über die Liebe macht die Beziehung zweier Menschen lebendig, sondern die gegenseitige Annahme des anderen.

- Nicht, das Wissen über den anderen ist die Würze der Beziehung, sondern das sich gegenseitige Beschenken macht die Lebendigkeit in der Beziehung aus. Zum Glauben an Gott finde ich, wenn ich ihm glaube, dass er an mich glaubt.

Der Glaube an Gott lebt vom Vertrauen im Alltag, dass er hält, was er mir in der Taufe versprochen hat: „Ich bin bei dir alle Tage, bis ans Ende der Erde.“ Der Glaube an Gott hält auch den Zweifel aus, ob ich mich geirrt habe, wenn ich mein Leben auf diese eine Karte setze. Dieser Glaube hält auch bei Verfehlungen die Beziehung aufrecht, weil er von der Vergebung weiß.

„Auf ewig ungeteilt“, so beschrieb kürzlich jemand die Beziehung seines Bruders zu dessen Ehefrau, dem er zur Goldenen Hochzeit eine wunderbare persönliche Rede hielt. Die Erscheinungsgeschichten nach Ostern, die wir an den letzten Sonntagen als Evangelium gehört haben, beschreiben die vielfachen Höhen und Tiefen einer lebendigen Beziehung. Grund genug zu jubeln, dass es solchen Glauben gibt.

2. *Christlicher Glaube ist in der Liebe zum Nächsten konkret zu leben.*

„Dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe“ (1. Joh 4,21). So lesen wir direkt vor unserem Abschnitt. „Daran erkennen wir, dass wir Gottes Kinder lieben, wenn wir Gott lieben und seine Gebote halten. Und seine Gebote sind nicht schwer.“

Wir spüren die Dringlichkeit des Schreibers, dass es ihm ungeheuer wichtig ist, dass Glaube konkret wird. Dabei ist in seinen Formulierungen auffällig, dass die Liebe zu Gott und die Liebe zum Nächsten nur zwei Seiten einer „Münze“ sind. Das kann nicht voneinander getrennt werden.

Ganz überspitzt schreibt er einige Zeilen vorher: Wenn jemand spricht: „Ich liebe Gott“ und hasst doch seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht.

Nach der bekannten Erzählung von der Fußwaschung deutet Jesus sein Tun und sagt zu seinen Jüngern: „Ein Zeichen habe ich euch gegeben, dass ihr tut, was ich euch getan habe.“

Ist es wirklich nicht so schwer, dieses Gebot zu halten, wie es hier vollmundig heißt?
Ich könnte das so nicht formulieren.

Doch, ich finde, es ist ein wichtiges Gebot, und ich habe, seitdem ich mich bewusst mit den Aussagen der Bibel beschäftige, verstanden, dass die von Gott empfangene Liebe weitergereicht wird in der Liebe zum Nächsten. Die Liebe zum Nächsten ist sozusagen die sichtbar gewordene Liebe zu Gott.

Aber es ist nicht immer leicht, die Liebe zum Nächsten konkret werden zu lassen! Es bleibt eine Aufgabe, oft eine Aufgabe, die mir schwer fällt; sicher eine sinnvolle Aufgabe. Und auch das hat wohl jede und jeder erlebt, dem die Nächstenliebe gelungen ist: Es ist ungeheuer befreiend, entlastend. Wenn Nächstenliebe konkret wird, haben wir viel Grund zum Jubeln.

Ein Beispiel aus längst vergangenen Tagen meiner Auslandserfahrung möge das unterstreichen: Herr H. hatte sich durch ungeschicktes Wirtschaften verschuldet; als Schatzmeister „lieh“ er sich das Geld aus der Gemeindegasse. Es kam heraus, bevor er es zurückzahlen konnte. Der Kirchenvorstand musste handeln. Einer der Kirchenvorsteher gab die nicht geringe Summe für den schuldig gewordenen zurück in die Gemeindegasse und hat mit Herrn H. ein Abkommen geschlossen, wie er seine Schulden zurückzahlt. Der Kirchenvorstand beschloss gleichzeitig, dass Herr H. sein Amt nicht verlieren sollte.

Er selbst hat mir einmal erzählt, dass diese Nächstenliebe sein Leben total verändert hat. Und ich habe ihn dann als sehr guten Schatzmeister in seiner Kirche erlebt. Er hatte Grund zum Jubeln.

Es wäre gut, wenn wir in der Gemeinde Zeiträume und Formen finden würden, wie wir uns gegenseitig durch die konkrete Nächstenliebe Freude bereiten können und so Grund zum Jubeln haben.

3. Christlicher Glaube ist so etwas wie ein Kampf.

„Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!“ Ein schöner Spruch, aber dahinter verbirgt sich ja eigentlich die Metapher des Kampfes. Oft ist er mühsam, oft scheint er vergeblich, oft ist die Dunkelheit größer als das Licht.

„We are slaves of hope“ (Wir sind Sklaven der Hoffnung) war einer der wichtigsten Sätze, den wir von unsern Schwestern und Brüdern in Afrika lernen konnten. Sie gaben nicht auf im Kampf gegen die Apartheid! Und sie geben auch jetzt nicht auf im Kampf gegen die Armut. Sie geben nicht auf im Kampf gegen AIDS. Und wenn man sie fragt, woher sie die Kraft bekommen, antworten sie wie selbstverständlich: „God is on our side“ – Gott steht uns bei und wird uns Zukunft geben.

Sie können diesen Kampf auch darum aufnehmen, weil sie keine Alleinkämpfer sind, sondern in der Solidargemeinschaft der christlichen Gemeinde ihre Aufgabe wahrnehmen.

Ist das ein Lernprozess, ja vielleicht auch ein Kampf, den wir in unseren Breitengraden wieder neu aufnehmen müssen? Gemeinsinn geht vor Eigensinn! Es heißt: *Unser* Glaube ist der Sieg, nicht: *mein* Glaube.

Ich erlebe immer wieder viel Egoismus in der Frage, wie Glaube konkret wird. Wir brauchen wieder die Erfahrung, die Dietrich Bonhoeffer in seinem Trakt „Nachfolge“ einmal so formuliert hat: „Jeder tritt allein in die Nachfolge, aber keiner bleibt allein in der Nachfolge.“ Spannend, die Wahrheit dieses Satzes auf die einzelnen christliche Gemeinden anzuwenden, ihn zu entdecken für das Gespräch und vor allem für die Gestaltung der Ökumene vor Ort und der Diakonie; dann aber auch auf den weltweiten Kontext der Christen untereinander. Die Angriffe auf die Kirche sind ja in letzter Zeit nicht gerade weniger geworden.

Die Liebe Gottes in unsere Welt hineinzutragen, eigene Fehler zuzugeben und Schwächen zu überwinden, bleibt Kampf und Auseinandersetzung, erfordert Mut und Risikobereitschaft! Gut, dass wir ihn in und mit der Gewissheit führen können, dass der, der uns den Glauben schenkt, dafür Sorge tragen wird, dass seine Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verstummen wird.

Wann immer und wo immer wir dieses im Ansatz erleben dürfen oder gar mitgestalten können, gibt es viel Grund zum Jubeln. Jubilate! Amen.

28.05.2010 (DBH)

Römer 11,32-36

Was Paulus hier an die Gemeinde in Rom schreibt, nennt man theologisch eine „Doxologie“, auf gut Deutsch: eine „Verherrlichungsrede“. Ich habe im Lexikon nachgeschaut. Da steht: „Im engeren Sinne bezeichnet Doxologie die in allen Hochreligionen vorkommende Form des Lobpreises der Gottheit in formelhaft kurzen

Sätzen zur Eröffnung bzw. abschließenden Krönung von Gebetsakten, oft auf eine Akklamation der Kultteilnehmer ausgerichtet.“

Wir erleben das heutzutage z.B. in Gospelgottesdiensten, wenn keiner sich dem Rhythmus und dem Gesang entziehen kann. Die „Akklamation der Kultteilnehmer“ besteht dann im gemeinsamen Singen, Klatschen und Tanzen, womöglich über Tische und Bänke: Oh happy day!

Nichts gegen solche Gospelkonzerte und Lobpreisgottesdienste. Schon Luther hat gewusst, dass der Teufel nichts mehr hasst als das Schmettern von Chorälen, die Gott die Ehre geben. Und wir lassen uns solche Kirchenmusik auch gerne gefallen als erhabenen

oder mitreißenden Musikgenuss. Schön, wenn wir uns solchen Genuss noch leisten und ihn wohlgelaunt genießen können.

Ob wir ihn uns allerdings noch leisten können, darüber gehen die Meinungen auseinander – nicht nur aus finanziellen Gründen. Die verstorbene Theologin Dorothee Sölle z.B. war der Meinung, nach Auschwitz könne man nicht mehr so einfach „Lobe den Herrn“ singen. Es ist ja nicht der Teufel, der vor allem am Lob Gottes nagt, sondern die ganz menschlich-unmenschlich zugefügten Schrecken: Krieg und Terror, Hass und Gewalt, der unaufhalt-same Ruin der lebendigen Erde und der frischen Meere durch den Menschen, Zerstörung und Selbstzerstörung, Hunger und Katastrophen, und nicht zuletzt die Frage nach dem eigenen und dem fremden Leid, das so undurchschaubar und ungerecht verteilt wird.

Jeder kennt Stunden, in denen er nichts weniger vertragen kann, als Halleluja-Rufer. Jeder kennt Stunden, in denen die eigene Seele aufsteht, als einzige große Frage, Klage und Anklage gegen Gott. Jeder kennt Stunden, in denen er sich fallen spürt und keine Hand hält ihn auf und keiner hört seinen Schrei. Himmel und Erde rollen gleichgültig ihre Bahn. „Schwester stürmischer Schwermut/ Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt/ Unter Sternen, / Dem schweigenden Antlitz der Nacht.“ So hat Georg Trakl in einem Gedicht geklagt.

Dem Apostel Paulus war solche Klage nicht fremd. Er kannte verschlingende Wasser von seinen Schiffsreisen sogar aus eigener Anschauung. Ein schmerzliches Paradox hat ihm aber noch viel mehr zu schaffen gemacht: Warum glaubt das von Gott auserwählte Volk Israel dem Evangelium und seinem Christus nicht zuerst? Warum glaubt es ihm nicht, wohl aber die Heiden? Gibt es beim Volk Israel nicht genügend Anknüpfungspunkte zu dem Juden Jesus von Nazareth? Baut das Alte Testament nicht unzählige Brücken zum Neuen? Wie kommt es dann, dass das spärliche Judenchristentum von Anfang an eine aussterbende Spezies ist, die im Nebel der Geschichte verschwindet? Das hat dem Apostel Paulus, der selbst einmal ein Pharisäer war, manche schlaflose Nacht beschert. Er brachte das Evangelium vom Neuen Bund zu den Heiden und konnte nicht viele Menschen des Alten Bundes mitbringen. Dieses Paradox musste er erst einmal den Christen in Rom erklären.

Das Fazit seiner Erklärung ist der erste Satz unseres Predigttextes: Gott hat alle eingeschlossen in den Ungehorsam, damit er sich aller erbarme. Will heißen: gerade dort, beim auserwählten Volk des Alten Bundes zeigt sich die Untauglichkeit aller vermeintlichen Anknüpfungspunkte. Im Blick auf das Heil, das Gott den Menschen schenken will, hat keiner dem anderen etwas voraus. Es ist ganz Gottes Heil und deshalb hat Gott in diesem Punkt mit nichts und niemand eine Rechnung offen.

Juden oder Heiden – es steht nur eine Tür zum Himmelreich offen: Dass Gott sich über alle erbarmt.

Und dann stimmt Paulus diese berühmte Doxologie an, den „Verherrlichungsgesang“, wie es im Kirchenlexikon heißt, auf die Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes, der im Grunde eine „Para-Doxologie“ ist: Paradox, widersinnig, der Vernunft widersprechend scheint es zu sein, dass Paulus gerade über dem Volk, das den Christus nicht hören will, die Reichtümer Gottes mit besonderer Macht aufscheinen sieht.

Para-Doxologie: Während unsere Vernunft göttliche Herrlichkeit nur als Gegenteil zu menschlicher Unvollkommenheit, Schwachheit und Verlorenheit definieren kann, liegt die Tiefe christlicher Gottesweisheit darin, dass der Gott in der Höhe auch die in der Tiefe umfassen und nach Hause bringen kann. Diesen Gott kann man nicht nur bewundern, man kann sich ihm anvertrauen.

Para-Doxologie: Während stoische Philosophie zwar sagen kann, dass in Gott Freud und Leid, Leben und Tod und damit alles beschlossen liegt, kann der Mensch letztlich beides nur fatalistisch und gleichgültig anziehen – Jacke wie Hose. Demgegenüber darf der Glaube erkennen, dass alles von Gott und durch Gott und zu Gott ist. Zu einem Gott, dem

nicht alles gleich gültig ist, sondern zu einem Gott der sich gegen Erbarmungslosigkeit und Tod mit seinem Leben und seinem Erbarmen durchsetzen wird.

Para-Doxologie: „Ehre sei Gott in der Hölle!“ – wunderbarer Versprecher eines Engelkinde bei der Generalprobe zum Krippenspiel. Darf in Auschwitz wirklich nicht „Lobe den Herren“ gesungen werden? Darf dieser Ort aus dem Reichtum der Weisheit und der Erkenntnis Gottes entlassen werden und damit als nackter Ort der Hoffnungslosigkeit und Gottesferne in die Geschichte eingehen? Sollte für alle Ewigkeit Gott die Opfer und ihre Mörder an diesem Ort nicht mehr einholen? Nicht einmal die Schädelstätte auf Golgatha, auf der Gottes Liebstes sein Leben ließ, ist ein solcher Ort geblieben. Die Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes lässt dieser Welt keinen Ort der Verlorenheit, keinen sinkenden Kahn, keine Zerstörung und Selbstzerstörung. Er holt sie alle ein mit seinem Erbarmen.

Und setzt sein „Dennoch“ entgegen! Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich an meiner rechten Hand (Ps 73,23). Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich. (Ps 23,4) Wie überraschend fallen hier Verse aus dem 73. und dem 23. Psalm aus dem Alten Testament in das Loblied des Paulus ein.

Para-Doxologie: Gott scheint auf, wo keiner es erwartet. Er ist da, wo ihn keiner suchen würde. Er leitet uns nach seinem Rat; unerforschlich sind seine Wege, unbegreiflich seine Entscheidungen. Aber das gilt: Du nimmst mich am Ende mit Ehren an. (Psalm 73,24) Oh happy day!

Manche von uns können von Führung und Fügung in ihrem Leben erzählen: Genesung von schwerer Krankheit, goldene Umwege durch Wüste und Leid, D-Day himmlischer Heerscharen, an dem Gott ihnen ihr Schicksal entschleierte. Sie halten einen Zipfel von der Tiefe des Reichtums der Weisheit und der Erkenntnis Gottes in ihrer Erinnerung und viel mehr noch im Herzen. Ein solches Herz kennt keinen Ort mehr im Leben und im Sterben, der gottverlassen wäre und hat deshalb keinen Grund für irgendwen und irgendwas die Hoffnung aufzugeben. Denn solche Hoffnung stirbt nicht zuletzt. Sie hat Ewigkeit durch den einen Gott; den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.

11.06.2010 (DBH)

Epheser 2,17-22

„Stürzender Turm“ heißt ein Spiel, von dem sich Kinder gern in Aufregung versetzen lassen: 57 flache Holzstücke in Form von kleinen Balken werden in Dreierreihen übereinander gestapelt, bis ein Turm aus 19 Etagen entsteht. Die Spieler ziehen nun nacheinander ein Holzstück aus dem Turm heraus und legen es wieder oben auf. Während einer nach dem anderen die Hölzer von unten nach oben befördert, wird der Turm immer höher, aber auch immer wackeliger. Damit steigt die Aufregung und der Spielspaß. Wer den Turm nicht zum Einsturz bringen will, muss ganz behutsam prüfen, welche Holzstücke bewegt werden dürfen und welche nicht. Manchmal beruht die Stabilität des Turms auf ganz wenigen tragenden Hölzern. Diese gilt es, rechtzeitig zu erkennen. Wenn sie richtig liegen und jemand geschickt ist, kann die Höhe des Turms am Ende sogar doppelt so hoch sein. Aber meistens greift man irgendwann das falsche, nämlich ein tragendes Holzstück heraus, und der ganze Turm stürzt unter dem Jubel der Kinder ein.

Wie ein wackeliger Turm, der jederzeit einstürzen kann, kommt einem auch unsere Kirche vor. Manch ein Kirchturm ist schon wackelig geworden. Das Spiel ist ein Bild für die heutige kirchliche Situation: Mit jedem Christen, der aus der Kirche austritt, bricht ein wichtiger Stein aus dem Gefüge heraus und macht das Gebäude unsicher. Mit jedem Kind, das nicht mehr getauft wird, mit jedem Schüler, der nicht mehr zum Konfirmandenunterricht

geht, mit jedem Paar, das nur noch vor dem Standesamt heiratet, verliert der Turm an der nötigen Standfestigkeit. Die durch Kirchengemeinden und rückgehende Kirchensteuern verursachten finanziellen Abbrüche drohen viele Kirchengemeinden aus dem Gleichgewicht zu bringen. Manche Gemeinde steht vor der bitteren Entscheidung, ob sie sich die eigene Kirche überhaupt noch leisten kann oder sie nicht verkaufen muss, zumindest Teile der Gebäude. Wie stabil ist die Kirche?, heißt die Frage angesichts der abbröckelnden Mitgliedschaft. Wie lange hält das Fundament den Verlust von Mitgliedern noch aus? Was hält die Kirche zusammen?

Der heutige Bibeltext sagt zunächst, dass es Menschen sind, die die Kirche bauen und dazu beitragen, dass sie nicht einstürzt. Menschen, die sich wie die Hölzer in dem Turm gegenseitig tragen und stützen und miteinander für den Zusammenhalt des Ganzen sorgen, einer auf den anderen angewiesen. Kirche ist nicht ein schon fertiges Gebäude, sondern befindet sich noch im Bau. Kirche ist eine Baustelle, auf der alle kräftig mitarbeiten und das Gebäude Stein um Stein, Mauer um Mauer, Fuge um Fuge gemeinsam hochziehen. Jeder kann mit seinen Fähigkeiten und Begabungen etwas zum Bau beisteuern. Es geht nicht um den Bau an sich, sondern die Erbauung, nicht Statik, sondern Dynamik: In den Bau soll Bewegung kommen, alles *ineinandergefügt* sein und *wachsen zu einem heiligen Tempel*, und alle sollen *miterbaut werden zu einer Wohnung Gottes*. Kirche ist die Art und Weise, wie der Bau mit Leben gefüllt wird und man sich darin einrichtet. Nicht der äußere Glanz und Prunk des Kirchengebäudes zählen vor Gott, sondern der innerliche Reichtum und Glauben, den Menschen miteinander teilen und weiter entwickeln. Auch wenn dieses Gebäude in seinen Fundamenten und tragenden Elementen längst fest steht, braucht sein Weiterbau aktive Bauleute: Menschen, die den Mörtel anrühren und zur Kelle greifen, die etwas an und umbauen, die sich etwas Neues ausdenken und so selbst zu Architekten ihres Glaubens werden.

Keiner muss die Last der Konstruktion allein auf seine Schulter heben. Man könnte fast an eine moderne Wohngemeinschaft denken, wenn es heißt: *So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen*. In diesem Haus bleibt keiner auf Abstand, sondern man kommt sich nahe. Die Beziehungen werden verbindlich: Aus Gästen werden feste Mitbewohner, aus Fremdlingen Freunde. Gräben werden überwunden. Der Epheserbrief richtete sich damals an die Christen in der griechischen Welt, die so genannten „Heidenchristen“. Gegenüber den jüdischen Christen Palästinas kamen sie sich so vor, als seien sie nur Gäste und Fremde des Glaubens. Der Epheserbrief aber schärft ihnen ein: Nein, auch ihr gehört richtig dazu. Ihr seid Teil der Gemeinschaft. Ihr seid gleichberechtigt als Hausgenossen und Hausgenossinnen Gottes. Juden und Christen gehören zusammen.

Auch heute fühlen sich Menschen manchmal wie *Gäste und Fremdlinge*, wenn sie in eine Kirche kommen. Selbst Kirchenmitglieder fühlen sich von ihrer Kirche manchmal nicht angesprochen. Sie sehen in der Kirche ihre Heimat, aber es kommt ihnen wie eine „fremde Heimat“ vor. Wer mit den Liedern und dem Ablauf des Gottesdienstes nicht vertraut ist, hat es schwer, sich in einer Kirche zuhause zu fühlen. Wer selten dazu kommt, in der Bibel zu lesen, versteht manchmal nicht, was von der Kanzel gepredigt wird. Der Predigttext sagt an dieser Stelle: Ob nah oder fern, ob mehr oder weniger im Glauben geübt, in der Kirche sollen alle einen Platz haben. Die Kirche ist ein einladendes Haus. Sie ist voller Nähe und Vertrauen. Es gibt keine Privilegien, keine Unterscheidung zwischen Fremden und Freunden. Alle sind die Kirche. Jede und jeder, der eintritt, darf sich an den gemeinsamen Tisch setzen und wird volles Mitglied in Gottes „Wohngemeinschaft“. In der Kirche entstehen Beziehungen zwischen einander bisher Fremden. Wer sich noch nicht kennt, kann sich in der Kirche kennen lernen. Statt nur ohnmächtig zuzuschauen, wie Menschen austreten, sollte die Kirche deswegen freundlich auf jeden zugehen, der kommt, und die Kirchentüren weit öffnen. Das Schild „Betreten verboten!“ gehört nicht auf die Baustelle

Kirche, sondern die Einladung: „Herzlich willkommen! Bauen Sie mit. Wohnen Sie bei uns. Werden Sie Hausgenossen.“

Jeder, der selbst einmal ein Haus gebaut hat, weiß: Jedes Haus braucht ein festes Fundament und tragende Elemente. Wer beim Umbau eine Wand versetzen will, muss tunlichst darauf achten, dass es nicht eine tragende Mauer ist, sonst könnte das Haus einstürzen wie unser Holzturm. So ist es auch im Glauben: Er braucht ein festes Fundament und tragende Steine, die nicht herausgezogen werden können. Im Epheserbrief heißt es: Die *Apostel und die Propheten* sind der Grund, auf dem die Kirche gebaut ist. *Jesus Christus ist der Eckstein, auf welchem der ganze Bau ineinandergefügt* ist. Die prophetischen Schriften der Hebräischen Bibel ebenso wie die Zeugnisse der Apostel des Neuen Testaments sind *der Boden*, auf dem die Kirche auch in schwierigen Zeiten fest gegründet ist. Jesus Christus ist der Stein, der die Kirche zusammenhält. Keiner von uns muss die ganze Last des Gebäudes auf seine Schulter nehmen. Keiner allein muss für die Standfestigkeit der Kirche sorgen. Und selbst wenn unsere Kraft einmal nachlässt und wir schwach werden: Jesus Christus sorgt dafür, dass unser Turm nicht wackelt. Christus ist das tragende Element unseres Glaubens. Er hält, was wir nicht halten. Er verbindet, was wir nicht verbinden können. Er entlastet, wo etwas für uns zu schwer wird.

In Christus hat die Baustelle Kirche einen Zusammenhalt, zugleich eine klare Ausrichtung und ein Ziel: den Frieden. Christus ist der Frieden, der dem Unfrieden der Welt standhält. Die biblische Friedensvision ist auf Grenzüberschreitungen angelegt, über alle Nationalitäten und Kontinente hinweg. Zäune werden abgebrochen, trennende Mauern abgerissen, der Stacheldraht zerschnitten, *Schwerter zu Pflugscharen* geschmiedet. Es heißt im Predigttext: *Christus hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren.* Den Frieden verkündigte Jesus, als er in der Bergpredigt die Friedfertigen selig pries. Selbst den allerfernsten Menschen, gab er nicht auf, sondern gebot, seinen Feind zu lieben. Er überwand Gewalt mit Liebe. Die Kirche, die auf Christus baut, ist eine Kirche des Friedens. In ihr wächst zusammen, was nah und fern ist, zum Beispiel die Gemeinde in unserem Dorf oder unserer Stadt mit der Partnergemeinde in Übersee. Zwischen bisher unterschiedenen Welten entstehen Brücken. Gegensätze und Feindschaften werden überwunden. Das Haus, das auf dem Grund des Glaubens entsteht und wächst, ist ein Haus des Friedens. Wer in diesem Haus wohnt, sieht, wie das eigene Leben mit dem Leben anderer Menschen in der Welt verknüpft ist, und erkennt: Der Frieden beginnt, wo Menschen einander als Mitbewohner des gleichen Hauses begegnen und das Haus gemeinsam weiterbauen. Dieser Friede sei mit euch allen. Amen.

03.09.2010 (DBH)

Römer 8,14-17

Erinnern Sie sich an Don Camillo, den italienischen Dorfpfarrer? Er setzt das Gesicht eines Lausejungen auf und verhandelt mit dem Herrn Christus am Kreuzifix seiner Kirche über ganz alltägliche Dinge: Zum Beispiel darüber, wie er dem kommunistischen Bürgermeister Peppone mal wieder eins auswischen kann. Ein liebenswerter Mann, dieser Priester. Es ist beneidenswert, wie er mit seinem Herrn auf Du und Du steht. Aber nachmachen können wir es ihm nicht. Was bei ihm (vielleicht) noch echt ist, was bei ihm noch ungebrochen kindlich ist – bei den meisten von uns wäre es kindisch; ein peinlicher Rückfall in den Kinderglauben.

Es ist kein christliches Ideal, auf dem Niveau eines Kindes stehen zu bleiben. Das meint Jesus auch nicht, wenn er seinen Jüngern ein Kind als Vorbild hinstellt. Wenn in der Bibel von Kindern Gottes gesprochen wird, sind fast immer erwachsene Söhne und Töchter gemeint: Menschen, die mündig, die selbstverantwortlich sind. In diesem Sinn spricht Paulus im Römerbrief Kapitel 8 von Gotteskindern (Vers 14-17): ...

Durch Gottes Geist werden wir zu seinen erwachsenen Töchtern und Söhnen. *Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.* Es ist ein pfingstlicher Geist, der sie ergreift. Aber Pfingsten gäbe es nicht ohne Ostern. Ohne Tod und Auferstehung Jesu wären seine Jünger nie selbständig geworden. Sie wären eifrige oder aufsässige Schüler geblieben. Schüler, die nicht wirklich begriffen haben, um was es geht. Erst seine leibliche Abwesenheit hilft ihnen, auf die eigenen Füße zu kommen. Pfingsten ist wie Konfirmation. Aus Jüngern werden Apostel. Sie werden freigesprochen, wie es bei Gesellen heißt.

Nun sind sie Christen aus eigener Entscheidung. Auf eigene Verantwortung. Sie folgen Jesus nicht wie eine Horde Schüler ihrem Lehrer bei einem Klassenausflug. Sie folgen Jesus – jeder für sich, aber auch alle gemeinsam – als seine Freunde. Sie folgen ihm, weil sein Geist sie erfüllt. Sie folgen ihm, weil seine Beweggründe auch sie bewegen. Sie brauchen sich nicht dirigieren lassen wie unmündige Kinder. Sie müssen sich nicht alles vorschreiben lassen wie Sklaven. Es geht nicht um Strafe oder Belohnung, um Leistung und Vergütung. Sie sind erwachsen, denn sie handeln aus eigenem Antrieb, aus Überzeugung. Sie sind Christen, weil sie teilhaben an Gottes Geist, dem Geist Jesu. Dank dieses Geistes sind sie entlassen in *die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.*

Durch den Heiligen Geist werden wir Christen, und durch den Heiligen Geist bleiben wir Christen. Wer eine Ausbildung abgeschlossen hat, ist noch lange nicht fertig. Kein Geselle, der freigesprochen ist, hat ausgelernt. Kein Konfirmand kann am Abend der Konfirmation seiner jüngeren Schwester die Bibel weitergeben mit den Worten: Die kenne ich nun wirklich. Ohne eigene Erfahrung, ohne Übung, ohne Weiterbildung und Fortbildung, auch ohne Kontakt zu den Weggenossen kommt keiner im Leben weiter.

Als erwachsene Christen übernehmen wir selbst Verantwortung für unseren Glauben. Aus eigenem Interesse bleiben wir am Ball. Im vertrauten Umgang mit der Heiligen Schrift dringen wir tiefer in Gottes Wort ein. Wir schärfen unser Gewissen auf der beharrlichen Suche nach dem richtigen Weg. Im Gebet koppeln wir uns immer wieder bei Gott an und schöpfen Kraft. Wir kommen weiter mit unserem Glauben gerade dort, wo es nicht glatt geht, wo wir schmerzliche „Prüfungen“ bestehen müssen. Wir lernen im Austausch mit anderen Christen – denen, die weiter sind als wir; aber auch denen, die uns manchmal auf eine harte Geduldsprobe stellen.

Denn die anfängliche Begeisterung lässt schnell nach. Der Elan erlahmt. Die Überzeugungskraft wird schwächer. Wenn wir wirklich dran bleiben wollen, brauchen wir den Kontakt zu anderen Christen. Im Neuen Testament wird häufig vom Heiligen Geist gesprochen, wenn es um die Gemeinschaft von Christen geht. *Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen,* sagt Jesus. *Der Geist gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind,* schreibt Paulus.

Christ sein kann man nicht allein. Jeder wird es aus eigener Entscheidung; aber er bleibt Christ nur in Verbindung zu anderen. Wir brauchen die anderen. Nicht nur die, die es uns leicht machen, in deren Gesellschaft wir uns heimisch fühlen. Wir brauchen auch die anderen, die es uns schwer machen, an denen wir uns reiben. Gerade an ihnen können wir wachsen. Wir brauchen aber auch jene, die uns brauchen, die auf unseren Beistand angewiesen sind.

Es gibt ein bürgerliches Idealbild vom Christen, das ganz auf die Entfaltung der Gaben des Einzelnen gerichtet ist. Der Einzelne soll sich zu einer unabhängigen, selbständigen Persönlichkeit entwickeln, die das Leben meistert und gestaltet. Aber Christsein ist kein Bildungsideal. Sondern Christsein heißt: ein verantwortlicher Teil der Gemeinde Jesu Christi werden. Ein Glied an seinem Leibe. Ein Mensch, der seine eigene Rolle findet und seine Aufgaben im Ganzen wahrnimmt. „Ich konstatiere: Kein Christentum ohne Gemeinschaft.“ So hat es einmal der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf gesagt.

Der Heilige Geist bringt uns in die Nachfolge Jesu, und die kommt uns manchmal hart an. *Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.* In der Lutherbibel steht: *treibt*. In anderen Übersetzungen heißt es: Der Geist Gottes regiert oder leitet oder führt. Das ist nicht falsch. Aber es trifft nicht ganz, was Paulus meint. Einerseits ist damit zu viel gesagt: Leiten klingt ein bisschen so, als ob der Geist uns dirigiere, gängele und an der langen Leine führe. Andererseits ist mit dieser Übersetzung zu wenig gesagt: Der Heilige Geist *treibt* uns; das heißt: er erfüllt uns, bewegt uns, beunruhigt uns, scheucht uns, verändert uns von innen heraus. Er macht, dass wir aus Überzeugung eine andere Richtung in unserem Leben einschlagen, eine, die wir eigentlich nicht wollten. Und wir müssen uns immer wieder neu von diesem Geist überzeugen lassen, denn nach wie vor zieht es uns ja in die alte Richtung.

Dieser Geist ist ursprünglich nicht unser Geist. Er ist keiner, der uns bestätigt, der es uns immer recht macht, der uns vor allem Übel bewahrt und behütet. Es ist ein anderer Geist, ja ein fremder Geist, der uns zu anderen, zu neuen Menschen macht; der uns auf eine neue Fährte setzt, auf die Spur Jesu. Eben in seine Nachfolge. Wir haben teil an seinen Niederlagen und Enttäuschungen, aber auch teil an seinen Verheißungen.

Es gehört zum Schwersten, wenn wir uns von unseren natürlichen Instinkten lösen sollen – die Instinkte, die fast automatisch mit Selbstbehauptung reagieren, mit Absicherung gegen andere. Es ist nicht so leicht, wenn wir uns diesem Geist überlassen, der uns trägt und treibt, der uns *führt, wohin wir nicht wollen*. Paulus beendet diesen durchaus verheißungsvollen Abschnitt mit deutlichen Worten: Als Kinder Gottes sind wir auch Miterben Christi. Und das heißt: *Nur wenn wir mit ihm leiden, werden wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.*

Nirgends wird uns versprochen, dass wir uns als Christen nur in ein gemachtes Bett fallen zu lassen brauchen. Nein, bequem und leicht sollen wir es nicht unbedingt haben. Aber dafür ist uns ein verlockendes Ziel versprochen worden. Das wird eindrucksvoll in einem historischen Roman beschrieben, der vor über dreihundert Jahren in Frankreich spielt, in der Zeit der Verfolgung von Evangelischen unter dem Sonnenkönig Ludwig XIV. Das Buch „Die Sonne und das Rad“ erzählt von einem achtjährigen Mädchen, das seinen hugenottischen Eltern weggenommen wird. Es wird zur katholischen Erziehung in ein Kloster gesteckt. Das Kind ist zu jung und zu allein, um sich diesem Zwang auf Dauer zu widersetzen. Zum eigenen Erstaunen fühlt es sich mit der Zeit sogar heimisch im Kloster. Abgeschirmt von der Welt draußen und ihren verwirrenden Einflüssen führt das Mädchen ein Leben, in dem alles wohl geregelt und geordnet ist. Die katholische Kultur mit ihrer Sinnenfreudigkeit und ihrem menschlichen Maß nimmt das Kind auch innerlich gefangen.

Mit 14 Jahren soll das Mädchen verheiratet werden und mit einer passenden Partie endgültig für den katholischen Glauben gewonnen werden. Stattdessen stößt sie unerwartet auf die tragischen Spuren ihrer früheren Leidensgefährten. Unversehens wird ihre längst tot geglaubte evangelische Vergangenheit lebendig. Verblüfft erinnert sie sich daran, dass man sich ja direkt an Gott wenden kann, ohne Vermittlung irgendwelcher Heiliger. Sie entdeckt wieder, dass man selbst die Bibel lesen und daraus geistliche Nahrung gewinnen kann. Man braucht dafür keinen Vormund. Sie erlebt neu, dass man auch ohne einen Seelenführer vor Gottes Angesicht treten kann, sein Gewissen überprüfen und das Herz erleichtern kann.

Es ist ein Weg zum Erwachsenwerden, zur Selbständigkeit. Schließlich flieht die junge Frau mit ein paar Leidensgefährten aus Frankreich, so wie die Israeliten aus der Knechtschaft in Ägypten geflohen sind. Dieser Schritt aus der warmen Geborgenheit einer fürsorglichen Kirche führt sie in eine raue, unübersichtliche und gefährliche Freiheit, die jeder selbst bestehen muss. Aber gerade das erfüllt sie mit einem nie gekannten Glücksgefühl. Es ist ihr eigener, ein selbst verantworteter Glaube, der sie trägt, der sie unmittelbar mit Gott verbindet und der sie mit anderen zusammenschließt. Amen.

27.09.2010 (MH)

Römer 10,9-18

Vielleicht ist es Ihnen auch schon so ergangen: Sie sitzen in Ihrem Zimmer und hören Musik aus dem Radio. Plötzlich beschäftigt Sie der Gedanke, wie dieses Hören möglich ist, was alles geschehen muss oder schon vorher geschehen ist, damit dieser Hörerlebnis stattfinden kann: Da ist ein Empfänger, der Radiowellen auffängt, da ist ein Sender, der ein bestimmtes Programm ausstrahlt. Da müssen zuvor Musiker ein bestimmtes Stück aufgenommen haben. Und damit sie das überhaupt tun konnten, bedurfte es eines Komponisten, der seine Einfälle zu Papier gebracht hat.

Solche Gedanken beschäftigen einen schon mal, wenn man dasitzt und Musik hört. Wir sind dann dabei, uns den Kommunikationsvorgang bewusst zu machen, der gerade abläuft.

Einen solchen Einfall, nachzudenken über den Kommunikationsvorgang, der gerade abläuft, muss auch der Apostel Paulus gehabt haben, als er seinen Brief an die Römer schrieb und dabei darüber nachdachte, wie das Volk Israel zum Glauben kommen könnte. Ihm wird dabei deutlich, dass es gar keinen Unterschied gibt zwischen Juden und Griechen, wenn Menschen zum Glauben kommen, ja, dass dabei ein Vorgang abläuft, der eigentlich für alle Menschen gilt.

Allerdings: er beschreibt diesen Vorgang des Verstehens und Glaubens zunächst rückwärts, er kommt auf den Ursprung all dessen, was Menschen im Glauben bewegt, im Rückschlussverfahren – ausgehend von dem, was alle sehen, hören und begreifen können.

Da sind Menschen, die bekennen mit ihrem Munde das, was sie in ihrem Herzen glauben. Sie können aber nur bekennen, weil sie glauben. Sie können nur glauben, weil sie gehört haben. Sie können nur hören, weil ihnen davon gesagt wird. Redende, Predigende gibt es aber nur, weil sie wiederum ausgesandt sind. In Bewegung gebracht hat sie die gute Botschaft vom Sterben und Auferstehen unseres Herrn Jesus Christus.

„So kommt der Glaube aus der Predigt“, schreibt Paulus, „das Predigen aber durch das Wort Christi.“

Mitten in einem ganz anderen Gedankengang über den Glauben des jüdischen Volkes fällt Paulus also plötzlich so etwas wie eine christliche Kommunikationstheorie ein.

Was können wir heute damit anfangen? Nun, ich könnte jetzt versucht sein, Ihnen eine Predigt über die Bedeutung der Predigt zu halten: Seht, versteht und begreift doch, wie wichtig die Predigt ist, könnte ich sagen, an ihr hängt der ganze Glaube, denn schon Paulus sagt: „So kommt der Glaube aus der Predigt, die Predigt aber durch das Wort Christi.“

Ich will das nicht tun, sondern mit Ihnen über Kommunikationsstörungen reden, die eintreten können, wenn uns das rettende und heilbringende Wort Christi erreichen möchte und dann doch nicht erreicht. Und dass das gelegentlich notwendig sein kann, gerade über solche Kommunikationsstörungen miteinander nachzudenken, wird einem bewußt, wenn wir uns wieder einmal mit der Nachricht auseinandersetzen müssen, dass ein Mensch aus unserer unmittelbaren Umgebung in tiefe Verzweiflung geraten ist, ja seinem Leben ein Ende gesetzt hat.

Wie ist das möglich, dass das rettende und heilende Wort Christi nicht zu uns dringt, uns nicht verwandelt und am Leben erhält? Ist es denn gar nicht erst ausgegangen, so dass der Äther gleichsam leer blieb und wir gar nichts hören konnten?

Doch, doch: „Es ist ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und ihr Wort bis an die Enden der Welt“, so versichert uns Paulus. Und ich denke, er hat Recht: Die Botschaft geht aus in alle Welt, in die Ferne und in die Nähe, es muss an etwas anderem liegen, wenn wir davon nicht erreicht werden.

Nun, ein Problem könnte bei den Übermittlern, den Predigern und Bekennern der frohen Botschaft liegen. Paulus zitiert ein Wort des Propheten Jesaja: „Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen!“ Was, wenn wir gar nicht als Freudenboten empfunden würden, unsere Füße den Mitmenschen nicht als lieblich erscheinen, weil sie uns auf verkehrten Wegen unterwegs sehen oder gar nicht das Freudenvolle spüren, das wir zu sagen haben?

Gewiss, dieser Zweifel überfällt uns manchmal und ist wohl bisweilen auch berechtigt. Wir sind ja doch nur fehlbare menschliche Geschöpfe und wir haben den Schatz, den Gott uns anvertraut hat, nur in irdenen Gefäßen. Aber wir sollen uns auch nicht irre machen lassen. Wir können nur das geben, was wir haben: unsere Zeit, unsere Aufmerksamkeit, unsere ganze Liebe und Hingabe, zu der wir fähig sind, unter den Bedingungen unseres jeweiligen Lebens.

Aber das ist es nicht, was einen anderen Menschen rettet und ihm hilft, sondern allein das Wort von der barmherzigen und unerschöpflichen Liebe Gottes, das wir weiterzugeben haben. Wir können nur hinweisen auf das, was noch viel größer und umfassender ist als wir selbst. Der andere muss es schon selbst daraufhin wagen und spüren und für sich selbst erfahren, ob das wahr ist, dass Gott immer für uns da ist und einen Weg für uns weiß: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Die Wahrheit dieses Vertrauens können wir anderen nur bezeugen mit Worten und Taten unseres eigenen Lebens, aber ergreifen muss sie der andere schon selbst. Aber warum misslingt das manchmal, warum werfen Menschen ihr Vertrauen weg, was lässt sie so verzweifelt sein und keinen anderen Ausweg finden als den, sich selbst das Leben zu nehmen?

Nun, wir wollen das nicht verurteilen, sondern an uns selber denken, an unsere eigenen Zweifel und Ängste, und uns auf die Suche danach machen, was denn das Verstehen und Glauben beim Empfänger der Botschaft verhindern kann.

Paulus spricht von drei Organen, die wichtig sind, um die Botschaft von der rettenden und heilenden Liebe Gottes zu empfangen und als einen unverlierbaren Schatz auch bei uns selbst zu behalten: vom Ohr, vom Herzen und vom Mund.

Das Hören auf die gute Botschaft, auf liebevolle und verzeihende Worte aus der Barmherzigkeit Gottes, ist die erste Voraussetzung.

Nun, das ist kein Problem, werden Sie sagen. Schließlich haben wir zwei Ohren. „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube“, so meinen wir eher. Aber ich bin mir gar nicht so sicher, ob das mit dem Hören so ohne weiteres klappt. Ich sehe nämlich zwei Probleme:

Zum einen, dass unsere Ohren hoffnungslos überlastet sind von dem vielen, was auf sie einströmt. Wie viel Lärm, wie viele Nichtigkeiten haben wir täglich zu verkraften! Da bleibt kaum genug Aufmerksamkeit und Hörfähigkeit für das leise und zarte Wort der Liebe, der Vergebung, des neuen Anfangs nach Zeiten schrecklicher und bedrohlicher Nachrichten. Manche Menschen erleiden so etwas wie einen „geistlichen Hörsturz“, ihr Ohr ist taub geworden für all das Zarte und Liebevolle aus der barmherzigen Nähe Gottes.

Zum anderen sehe ich, dass es Menschen gibt, die ihre beiden Ohren so gebrauchen: Zum einen Ohr hinein, zum anderen wieder heraus. Nichts bleibt haften. All die vielen Nachrichten werden unterschiedslos am inneren Ohr, am Herzen, vorbeigelassen. Gute oder schlechte, wichtige oder weniger wichtige Nachrichten, das ist alles gleichgültig – und da passiert es natürlich, dass die rettende und befreiende Botschaft auch überhört wird.

So also kann es uns geschehen, dass wir Probleme mit unseren Ohren haben: verstopft oder auf Durchzug geschaltet. Dass es aber wichtig ist, neben unseren Ohren auch unser

Herz auf Empfang zu schalten, habe ich schon mit der Redewendung angedeutet: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Das Herz ist der Ort, wo ich das Gehörte für mich selber festhalte und in mein eigenes Leben verwandle, so dass ich ganz ausgefüllt bin von der frohen Botschaft, die mich erreichen will.

Was nützen mir aufmerksame gespitzte Ohren, wenn ich mein Herz fest verschließe und nichts und niemanden mehr an mich heranlasse? Nun, das mag ja seinen Grund darin haben, dass ich tief verletzt worden bin, dass ich Ereignisse zu verkraften hatte, die mein Herz wund gemacht haben, ja gar zerrissen haben, so dass ich meine, mich nun schützen zu müssen.

Aber mein Herz auch vor Gott verschließen? Ihm keine Gelegenheit mehr geben, mir nahe zu kommen mit seinem Wort, mit seiner verzeihenden und barmherzigen Liebe? Wie viele Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge wollen uns Zeichen der Liebe Gottes vermitteln und wir lassen es nur nicht mehr zu, weil unser Herz ganz verschlossen ist und schwer wie ein Stein in der Brust liegt?

Ja, es ist ein köstliches Ding, wenn das Herz sich immer wieder öffnen kann für die zarte und liebevolle Annäherung Gottes. Mögen Menschen uns kränken und wehtun, Gott will uns heilen und retten.

Paulus erkennt das Gerettetsein der Menschen übrigens daran, dass sie neben dem Ohr und dem Herz auch noch ein anderes Organ benutzen: nämlich den Mund: „Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über“, sagt das Sprichwort. Und es ist wahr, wir können auch an Ungesagtem ersticken und damit unser Herz zerbrechen. Es muss alles heraus, was uns quält. Und wirklich gerettet sind wir erst, wenn wir selber wieder nur Gutes sagen können, hingehen zu den Menschen und ihnen bekennen, was der Herr an uns getan hat. Vielleicht bewahrt das noch am ehesten vor Verzweiflung, wenn wir es lernen, unseren Mund zu gebrauchen, um Gutes zu sagen über Gott, über die Welt und über die Menschen.

„Wie lieblich sind die Füße der Freudenboten, die das Gute verkündigen“, zitiert Paulus den Propheten Jesaja, und „wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden“. Das müssen wir alle miteinander noch lernen, dass wir nicht nur hörende und im Herzen bewegende Christen sein wollen, sondern auch solche, die mit ihrem Munde bekennen, dass Jesus Christus der Herr ist. Dass es etwas gibt, was wichtiger ist als alles andere: dass wir von Gott geliebt werden in seinem Sohn Jesus Christus.

Ich habe vor einiger Zeit im Fernsehen einen Bericht gesehen über die *madres* in den Hochebenen der peruanischen Anden. Auf Maultieren machten sie sich auf den Weg in die entlegenen Gebiete, um den Menschen ihre gottesdienstliche Gabe zu bringen. Und in all der Armut und in all dem Elend ist mir klar geworden, was der größte Schatz ist, den wir Menschen haben: der sichtbar erhobene Leib Christ im Brot der Eucharistie, verbunden mit dem Lobpreis der Glaubenden.

Mehr und Wichtigeres besitzen wir eigentlich auch nicht. Denn alles andere ist eitel. Wenn wir uns das wieder eingestehen könnten, vor uns selbst, vor den Menschen und vor der ganzen Welt, dann könnte es wieder gut werden mit uns. Amen.

08.11.2010 (MH)

Römer 14,7-9

„Gott – das ist die alles bestimmende Wirklichkeit.“ So lautet die allgemein anerkannte Definition dieses Begriffs. „Gott – die alles bestimmende Wirklichkeit.“

Das ist auch die zentrale Botschaft des Apostels Paulus in den Versen des Römerbriefes, die wir heute bedenken wollen, in denen es heißt (Röm 14,7-9): ...

Gott – die alles bestimmende Wirklichkeit. Kein Lebensbereich, kein Bereich der Welt, in dem Gott nicht wirksam wäre. Kein Bereich, auf den er nicht Anspruch erheben würde, in dem seine Maßstäbe und Regeln nicht anzuwenden wären. Nicht einmal der Tod ist seinem Machtbereich entzogen. So lautet die Botschaft des Paulus. Aber nicht in theoretischer Absicht, nicht weil er eine Definition des Begriffs „Gott“ abliefern wollte. Sondern in praktischer Absicht.

Einmal, um zu trösten. Nicht umsonst werden diese Worte häufig am Grab gesprochen. Weil sie die Trauernden gewiss machen wollen: Mit dem Tod ist eben nicht alles aus. Die Verstorbenen verschwinden nicht einfach ins Nichts. Vielmehr gibt es die Hoffnung auf eine lebendige Zukunft auch jenseits der Todesgrenze. Eine lebendige Zukunft in der Nähe und im Schutz Gottes. Trost, dass Christi Schicksal, seine Wiederbelebung aus dem Tod, auch das Schicksal der Verstorbenen, auch unser Schicksal ist, wenn wir einmal sterben müssen.

Aber nicht nur zu trösten ist die Absicht des Paulus. Er will auch ermahnen. Die Worte enthalten einen Anspruch an die Leser und Hörer, eine Aufforderung. Sie stehen auch inmitten von Aufforderungen an die Christen in Rom. Lasst euer ganzes Leben von Gott bestimmt sein! Tut alles, was ihr tut, im Bewusstsein, dass Gott die alles bestimmende Wirklichkeit ist. Da gibt es keinen Lebensbereich in eurer Lebenswelt, der nicht von Gott bestimmt sein will.

Die Lebensregeln Gottes, die Gebote, gelten nicht nur in eurem Privatleben, in den privaten zwischenmenschlichen Beziehungen, sie beanspruchen Geltung auch im öffentlichen Leben, in der Wirtschaft und in eurem Berufsleben. Gott ist die alles bestimmende Wirklichkeit. Es gibt in der Welt keinen Bereich, in dem eigene Gesetze und andere Regeln gelten.

Wie gesagt: Auch Staat, Politik und Wirtschaft sind keine eigengesetzlichen, gottfreien Räume. Auch hier will Gott seine Herrschaft zur Geltung bringen. Staat, Wirtschaft und Politik sind etwas Vorletztes und stehen im Dienst der letzten Wirklichkeit, eben der alles bestimmenden Wirklichkeit Gottes. Sie haben die Funktion, dem Menschen zu dienen, seinem Wohlergehen, dem Schutz seines Lebens und seiner Würde.

So gilt denn auch heute – angesichts des eigengesetzlichen, scheinbar die ganze Wirklichkeit bestimmenden Charakters der globalisierten Wirtschaft – was im Barmer Bekenntnis von 1934 gegen eine eigengesetzliche totalitäre Politik von Christen der Bekennenden Kirche formuliert wurde: „Wir verwerfen die falsche Lehre, als gäbe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären.“

Gott allein ist es, die alles bestimmende Wirklichkeit, der zu Recht Anspruch erhebt auf unser ganzes Leben und auf alle Bereiche der Wirklichkeit.

Aber ist uns diese Auffassung nicht suspekt geworden? Zeichnet solch ein Absolutheits- und Totalitätsanspruch nicht gerade jenes Phänomen aus, das wir „Fundamentalismus“ nennen, der in letzter Zeit wieder erstarkt ist. Einen Fundamentalismus, der ohne Rücksicht auf Verluste versucht, Gottesrecht in staatliches Recht zu gießen. Ja, noch mehr, wo Terrorakte ebenso wie Kriegshandlungen mit dem Gottesrecht begründet werden? Damit Gott die alles bestimmende Wirklichkeit wird?

Hier müssen wir nun zwischen zwei Perspektiven unterscheiden, die beide ihr Recht haben und von denen keine auf die jeweils andere zurückgeführt werden kann. Es sind die Binnen- und die Außenperspektive.

Wenn Paulus in seinem Brief Menschen dazu auffordert, ihr gesamtes Leben, das private wie das öffentliche, von Gott durchdrungen sein zu lassen, die gesamte Lebensführung nach Gottes Regeln zu gestalten, dann handelt es sich bei den Angesprochenen um Christen, um Menschen, die an die Existenz Gottes glauben. Mehr noch: an Menschen, die an *den* Gott glauben, der sich in Jesus von Nazareth gezeigt hat, der in ihm seine menschenfreundliche Natur geoffenbart hat. Paulus schreibt seinen Brief an Menschen, die für wahr

halten, dass es einen Gott gibt, der das ganze Universum in seiner Hand hält und es zu einem guten Ausgang führen will. Ein Brief von Christ zu Christ. Aus der binnenchristlichen Perspektive.

Daneben aber gibt es eine Außenperspektive. Die Perspektive derer, die nicht an Gott glauben oder an andere Götter und an andere Regeln. Aus der Binnenperspektive werden die Existenz Gottes und dessen Totalitätsanspruch als wahr und universal gültig angesehen und die Geltung seiner Gebote als absolut verbindlich vorausgesetzt. Von der Außenperspektive her jedoch handelt es sich bei den christlichen Glaubensüberzeugungen lediglich um einen partikularen Wahrheitsanspruch einer Gruppe von Menschen. Um einen Wahrheitsanspruch, der momentan nicht eingelöst werden kann, weil sich Gott nicht eindeutig als die alles bestimmende Wirklichkeit zeigt. Um einen Wahrheitsanspruch, der mit anderen Wahrheitsansprüchen konkurriert. Die in der Binnenperspektive zu Recht behauptete universale Herrschaft Gottes über alle Lebensbereiche erscheint in der Außenperspektive als ein bloß auf eine Menschengruppe begrenzter partikularer Glaube.

Die Fähigkeit, zwischen den beiden Perspektiven unterscheiden zu können, steht zwischen aufgeklärten Gläubigen und Fundamentalisten. Letztere ignorieren die Außenperspektive und ziehen sie in die Innenperspektive ein. Auf diese Weise wird der eigene Wahrheitsanspruch als die für alle gültige Wahrheit ausgegeben.

Um den Perspektivenunterschied wussten die Christen der Bekennenden Kirche, die im Barmer Bekenntnis die falsche Lehre verworfen haben, nach der es Bereiche unseres Lebens gibt, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären. Sie erklärten nämlich auch: „Nun ist uns sehr wohl bekannt, dass solche Erkenntnis und solcher Glaube nur der christlichen Kirche gegeben ist, und also auch nur von ihr und ihren Gliedern, vor allem von ihren Dienern verlangt werden kann. Darum würden wir auch in einem anderen Ton sprechen müssen, wenn wir zu der Welt sprächen, die keinen Wert darauf legt, Kirche zu sein. Wir sprechen aber zu *der* Welt, die den Anspruch erhebt, Kirche zu sein, und *den* Christen, die sich dieser Welt verbündet haben.“ (Hans Asmussen) Und – so könnte man fortfahren – aus der Binnenperspektive sagen wir, dass es keinen Bereich gibt, auch nicht die Politik, über den Gott nicht der Herr ist.

Wie aber sollen wir umgehen mit der unauflösbaren Spannung zwischen dem für uns absolut gültigen Glauben an die universale Herrschaft Gottes über alle Lebensbereiche einerseits und dem Wissen um die Relativität dieses Glaubens aus der Außenperspektive?

Nun, genau so, wie Paulus es beschreibt:

Führt euer Leben nach euren Überzeugungen. Lebt so, als wäre wahr, was ihr glaubt, in der vertrauten Gemeinschaft ebenso wie im öffentlichen und beruflichen Leben. Lebt nach den Regeln des Gottes, der in Jesus von Nazareth seine wahre Natur gezeigt hat: solidarisch mit den Schwachen. Nehmt selbst Rücksicht auf sie, und ergreift für sie Partei, wenn ihre Würde und ihre Rechte verletzt werden. Widersetzt euch denen, die Menschen nur als heuer- und feuerbare Mittel für höchste wirtschaftliche Endzwecke betrachten und behandeln. Verbündet euch nicht mit der Welt und erklärt nicht, dass es irgendwo anders zugehen müsse als nach den guten Regeln eures Gottes. Bleibt in Übereinstimmung mit euren Überzeugungen. Überall, wo ihr seid. Und haltet fest an der Hoffnung, dass das, was ihr für richtig und wahr haltet, einmal für alle eindeutig sichtbar als die alles bestimmende Wirklichkeit in Erscheinung treten wird. Bis dahin aber macht Werbung. Überzeugende Werbung mit eurem Leben. Werbung für den menschenfreundlichen Gott, der nicht die Schwachen und auch nicht die Toten preisgibt, sondern als die alles bestimmende Wirklichkeit am gelingenden Leben aller interessiert ist. Amen.

29.11.2010 (MH)

Jeremia 23,5-8

Schlechte Zeiten waren das bekanntlich, in denen der Prophet Jeremia sein großes Hoffnungswort gesprochen hat. Die gesamte Oberschicht des Gottesvolkes war nach Babylon deportiert worden. Tempel und gottesdienstliches Leben lagen darnieder. Den Zurückgebliebenen blieb nur der Traum von den guten alten Zeiten, zum Beispiel von den guten alten Zeiten des Königs David, unter dem Israel seine größte Sicherheit, Wohlstand, Achtung und Anerkennung bei den Völkern genoss. Das war eine Zeit, in der Recht und Gerechtigkeit herrschten. In den Tagen des Jeremia bekamen die Kinder wohl leuchtende Augen, wenn man ihnen davon erzählte: „Es war einmal ...“

„Es war einmal“, so beginnen auch viele Advents- und Weihnachtsgeschichten, die wir jetzt schon am frühen Abend bei Kerzenschein lesen oder vorlesen können. Und zu keiner Zeit scheint der Wille zur Flucht in die heimeligen Welten der guten alten Zeiten wilder und entschlossener zu sein als zur Advents- und Weihnachtszeit: Natürlich kommen in diesen Geschichten auch die Armen zu ihrem Recht oder zumindest zu einer warmen Stube; natürlich entdecken dort auch eiskalte Menschenverächter ihr menschliches Herz, natürlich kommen da die Familienmitglieder aus aller Herren Länder in Eintracht zusammen und natürlich lag da der Schnee meterhoch.

Manche meinen ja: Ziemlich reaktionär seien solche Fluchten in vergangene Zeiten. Nehmen wir sie beim Wort – zunächst einmal im besten Sinne: Dann wären all diese Hoffnungen und Träume eine Reaktion auf eine Welt, die man nicht mehr als heimlich, sondern als unheimlich empfindet. Ja, das ist wahr: Nicht alles, was wir in den modernen Zeiten gegen die alten Sachen eingetauscht haben, hat gehalten, was es versprochen hat.

Aber dann gibt es natürlich auch noch das reaktionäre Verhalten im schlechtesten Sinne des Wortes: Wenn Menschen zur Wiederherstellung vermeintlich guter alter Zeiten aggressiv werden und gar anfangen, zu brennen und zu morden. Kitsch und schlechte Manieren gehören leider oft zusammen. Von der volkstümlichen Begeisterung für die stille und heilige Nacht bis zum Brandsatz in die Fenster von Fremden ist es manchmal ein verdammt kurzer Weg. Welcher Jude, welcher Moslem, welcher Christ wollte bestreiten, dass er damit in den eigenen Reihen nicht auch mehr oder weniger große Probleme hat? Natürlich kann man die Verheißung des Jeremia auch so lesen, wie es vermutlich reaktionäre Zionisten tun: Irgendwann wird für unser Volk alles wieder so gut wie in der guten alten Zeit des Königs David. Aber dafür muss man sich schon ein dickes Brett vor den Kopf nageln, um so denken und glauben zu können im Blick auf die Worte des Jeremia. Nur dann kann man nämlich übersehen und überlesen, was Gott hier mit seinen eigenen Worten tut. Er streicht einen Kernsatz des Glaubensbekenntnisses des Gottesvolkes durch: Ich bin der Herr, Dein Gott, „der dich aus Ägyptenland geführt hat“ – so heißt es im „Schma Jisrael“, 5. Mose 6,4. Unerhört! So spricht der Herr: „Diesen Satz wird man nicht mehr sagen!“

Als wäre das etwa Kinderkram gewesen. Aber eine Episode, die verblasst gegen das, was Gott *noch* tun wird. Die Hoffnung auf den Gott, der Israel aus der Knechtschaft Ägyptens geführt hat, wird überboten durch den Gott, der sein Volk von allen Enden der Erde sammelt. Gott verspricht seinem geplagten Volk nicht die Rückkehr in alte Zeiten. Er schenkt ihm eine ganz und gar entgrenzte Hoffnung.

Es ist daher alles andere als ein Wunder, dass die Christenheit in Jesus von Nazareth *den* gesehen hat, den Gott sich erweckt als Spross aus dem Stamm Davids, um Menschen aus aller Welt heimzubringen in das Volk der Kinder Gottes. Und so gehören in der Adventszeit die Texte von der Ankunft Gottes auf unserer Welt im Kind in der Krippe und von der Wiederkunft des Christus und der Vollendung der Welt nicht nur nebeneinander, son-

dern zusammen. In der stillen und heiligen Nacht beginnt Gott, nicht nur *sein* Volk, sondern *alle* Menschen und Völker heimzubringen in sein himmlisches Reich.

Als Lutheraner muss man die Ohren spitzen, wenn Gott dem Spross Davids den Namen: „Der Herr, unsere Gerechtigkeit“ beilegt. Denn da klingen schon die halbe Christologie und alles, was Paulus zur Gerechtigkeit allein aus dem Glauben schreibt, an. Nun, wir wollen den Propheten Jeremia nicht so überstrapazieren, dass er sich im Grabe umdrehen müsste. Aber da wäre er mit uns ganz einig: Gott versammelt sein Volk um eine neue, entgrenzte Hoffnung, für die er allein einsteht. Diese Hoffnung stellt auf unserer menschlichen Seite keine Bedingung. Wir können uns nur um diesen Spross Davids versammeln und damit um den, der unsere Gerechtigkeit ist und uns heimbringen wird in sein Reich.

Um nicht weniger sind wir in dieser dunklen Zeit des Jahres und der Welt versammelt. Die Kerzen, die wir anzünden sind Christuslichter. Wir sind darum versammelt, um zu hören, welche Hoffnung sich mit ihnen verbindet. Der Christus ist der, der uns nach Hause bringt. Wir vertrauen uns ihm an. Das ist der Unterschied.

Wir brauchen keine anderen Leuchter oder Erleuchtungen – weder politischer, noch religiöser Art, weder reaktionär im guten, noch gar im bösen Sinn. Wir haben vielmehr offen zu bekennen, dass unser Glaube mehr ist als unsere Privatsache, und dass uns viel mehr bewegt, als dass wir selbst in den Himmel kommen. Wir glauben an einen Gott, der schon immer im Himmel war und dem das trotzdem zu wenig war. Da hat er sich aufgemacht zur Welt, um zu suchen und zu finden, was verloren war, sein Volk Israel zuerst und dann die ganze finstere Welt. Und deshalb lässt sich unsere Hoffnung nicht begraben und nicht begrenzen auf unser eigenes kleines Leben. Sie gehört aller Welt und allen Menschen.

Deshalb werden wir aber zugleich streiten gegen jede Form der Diskussion, die unseren Glauben weltanschaulich subsumieren will unter den „christlichen Werten des Abendlandes“. Wer, wenn nicht wir, kann besser wissen, wie sehr die Grund- und Menschenrechte im Regen stehen ohne den Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist. Wir verweigern uns der Flucht ins volkstümliche Idyll. Es ist schon gar nicht unsere Aufgabe, es zu verteidigen. Christen schauen nicht zurück, sondern auf den Christus, der ihnen vorangeht und der kommt.

Gerade deshalb werden wir streiten gegen einen Glauben, der den Willen Gottes mit dem eigenen Hang zu vermeintlich guten alten Zeiten verwechselt und die eigenen politischen Ziele religiös legitimieren will. Wir werden streiten gegen alle, die sich an Gottes Stelle setzen wollen und Hass und Gewalt gegen Andersgläubige als heilsames Werk predigen. Wir treten ein für die Freiheit des Glaubens und auch deshalb für die Trennung von Kirche und Staat. Politiker haben in der Politik nicht fromm, sondern vor allem vernünftig zu sein. Das ist ja auch schon viel verlangt. Und wir werden diese Standpunkte anderen nicht vorgehen, ohne uns unserer eigenen Kirchengeschichte zu erinnern und der grandiosen Niederlagen, die wir in all diesen Punkten erlitten haben.

Ein Kollege hat in seiner Antrittspredigt einmal so schön griffig von uns Christen als „GmbH“ gesprochen: einer „Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung“. Lassen wir nicht zu, dass wir eine „Gemeinschaft mit begrenzter Hoffnung“ werden. Unser Herr kommt – *uns* zum Heil und zum Heil der *ganzen* Welt. Amen.

2011

24.01.2011 (MH)

Johannes 4,46-54

Das zweite Wunder zu Kana in Galiläa. Schon mit dem ersten hatte ich meine Schwierigkeiten: Jesus verwandelte Wasser in Wein. Aber ich habe gelernt, eine symbolische Bedeutung hinter dem äußeren Geschehen zu sehen: Wir haben keinen Wein mehr, die Krüge unseres Lebens sind leer. Wir bechern den Schaumwein der Zeit und sehnen uns nach dem Traumwein der Ewigkeit. Jesus schenkt uns das Wasser des Lebens: das, was wirklich schmeckt und froh macht und reicht für eine Ewigkeit.

Und nun dieses zweite Wunder zu Kana in Galiläa: ein Vater bittet für sein todkrankes Kind. Und das Wunder geschieht: es wird gesund. Was ist die tiefere Bedeutung hinter aller Äußerlichkeit des Geschehens? Ein Fremder kommt zu Jesus und bittet ihn. Aber Jesus missversteht ihn. Er denkt an ein Geschäft, er traut seinem Glauben nicht. So geht es auch unserem Glauben. Er setzt sich dem Missverständnis aus, ein Geschäft zu sein. Eine Art Rückversicherungsvertrag mit Gott.

Aber die, die uns so kritisieren, sind auch nicht viel besser. Sie können eben nicht glauben, weil offensichtlich nichts geschieht, nichts sich ändert. Auch sie missverstehen den Glauben an Gott als Reaktion auf ein Wunder. Jesus kennt das Herz der Menschen: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubt ihr nicht. Er ist traurig darüber, denn er weiß, dass man Wunder nicht erzwingen kann. So jedenfalls nicht – wie ein Geschäft auf Bezahlung.

Aber der königliche Beamte will kein Geschäft. Er will Jesus auch nicht in Versuchung bringen, den angeblichen Wundertäter für sich selbst einmal ausprobieren, Er glaubt wirklich. Er hat ein tiefes, unerschütterliches Vertrauen. Auch Verdächtigungen irritieren ihn nicht. Er bittet auf eine einfache, rückhaltlose Weise: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Das ist wahrhaftiger Glaube, der keine Nebenabsichten mehr kennt, der kein Geschäft machen will, der sich einfach nur öffnet und bittet: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt!

Jesus spürt diesen Glauben und spricht zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt! Hier wird ein Zusammenhang deutlich, der uns auch in anderen Wundergeschichten begegnet: Glaube und Wunder gehören zusammen, ja der Glaube ermöglicht überhaupt erst das Wunder. Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen, sagt Jesus. Und: Alles ist möglich dem, der da glaubt. Es ist, als ob Jesus gar nichts Neues hinzutut oder etwa selber das Wunder bewirkt. Nein, das Wunder geschieht schon vorher im Glauben und Jesus ist der, der den Zusammenhang kennt und uns darauf aufmerksam macht: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen.

Freilich verschiebt dann auch diese Geschichte die Aufmerksamkeit vom Glauben des königlichen Beamten auf die angebliche Wundertätigkeit Jesu, von der Kraft, die Berge versetzen kann, auf den, der sie kennt und ausspricht. Es ist wie bei dem ersten Wunder zu Kana: die einfache Wahrheit über unser Leben wird überdeckt von einem neugierigen Interesse an einem überlegenen Wundertäter. Und dabei besteht die große Überlegenheit Jesu doch gerade darin, dass er einfache und tiefe Wahrheiten über unser Leben sagt:

Wir trinken den Schaumwein der Zeit und unsere Krüge werden leer. Es gibt einfaches Wasser des Lebens, das köstlicher ist als aller Wein und nie leer wird. Und um bei unserer Geschichte zu bleiben: Es gibt einen Glauben, der Berge versetzen kann, eine Kraft, die ausstrahlt auf andere, Liebe, die stärker ist als selbst der Tod.

Ich glaube, dass die grenzenlose Liebe (die vielleicht zu spät entdeckte und gelebte Liebe) des Vaters zu seinem Sohn ihn wieder gesund gemacht hat. Und dass Jesus das al-

les gesehen und gespürt hat: Gehe hin, dein Sohn lebt! Dein Glaube und deine Liebe haben dir und ihm geholfen.

Hier geschieht Heilung, auch wunderbare Heilung, auf eine einfache und menschliche Weise: ein Vater, der es gewohnt war zu befehlen, geht hin und bittet – und sein Sohn wird gesund.

Wie viele Söhne leben wohl auf dieser Welt, die todkrank sind von der Herrschsucht ihrer Väter, die alles und jedes im Griff haben wollen und dafür viele Schäden und Tode in Kauf nehmen: Umweltzerstörung und Rüstungswettlauf, Rohstoffvergeudung und Machtpolitik.

Und da geschieht das Wunder, das einer der Väter umkehrt und bittet, als er sieht, was er angerichtet hat: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Und Jesus weiß, dass es darauf allein ankommt, dass einer umkehrt und das Leben wählt statt der vielen Tode um ihn herum. Gehe hin, dein Sohn lebt! Es ist noch nicht zu spät für diese Umkehr, auch für uns nicht.

Das zweite Wunder zu Kana in Galiläa wartet wie das erste darauf, auch heute noch unter uns zu geschehen. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo wir Traumwein statt Schaumwein trinken, Leben statt Tod wählen und wie jener königliche Beamte mit unserem ganzen Hause dem Herrn dienen und ihm allein glauben. Amen.

14.03.2011 (MH)

2. Korinther 6,1-10

Die vorbedachte Andacht über 1. Mose 3,1-19 kann ich nicht halten. Es ist eine neue Situation eingetreten: Erdbeben in Japan, Tsunami, Reaktorunfall in Fukushima.

Welche biblischen Texte helfen in einer solchen Situation?

Der Wochenspruch: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, dass er die Werke des Teufels zerstöre. (1. Johannes 3,8b)

Der Wochenpsalm: Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe. ... (Psalm 91,1-4.11-12)

In dieser Spannung läuft unser Leben ab.

Wichtig ist auch die Erinnerung an die beiden Schöpfungsgeschichten: wir sollen bebauen und bewahren (so hieß es vor der Vertreibung aus dem Paradies); machet euch die Erde untertan (so hieß es nach dem Sündenfall). Vom Bewahren zur Herrschaft!

Wir sind an die Grenzen des von Menschen Machbaren und Beherrschbaren gekommen. Tröstliches enthält jener Text des Apostels Paulus in der Zeit seiner Anfechtung:

Als Mitarbeiter aber ermahnen wir euch, dass ihr die Gnade Gottes nicht vergeblich empfangt. Denn er spricht „Ich habe dich zur Zeit der Gnade erhört und habe dir am Tage des Heils geholfen.“ Siehe, jetzt ist die Zeit der Gnade, siehe, jetzt ist der Tag des Heils! Und wir geben in nichts irgendeinen Anstoß, damit unser Amt nicht verlästert werde; sondern in allem erweisen wir uns als Diener Gottes: in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Verfolgungen, in Mühen, im Wachen, im Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Freundlichkeit, im heiligen Geist, in ungefärbter Liebe, in dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken, in Ehre und Schande; in bösen Gerüchten und guten Gerüchten, als Verführer und doch wahrhaftig; als die Unbekannten, und doch bekannt; als die Sterbenden und siehe, wir leben; als die Gezüchtigten, und doch nicht getötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts haben, und doch alles haben. (2. Korinther 6,1-10)

Unsere Gedanken sind bei den Opfern der Katastrophe, bei den Überlebenden, bei den Helfern. Wir sollten, was geschehen ist, nicht für unsere Zwecke – politisch, moralisch – ausnutzen. Unverwandt sollten wir schauen auf den Mut der Menschen und ihre Bereit-

schaft, sich gegenseitig zu helfen. Ein Bild, das ich stets vor Augen habe: Der Mann, der tagelang auf Trümmern im Meer aushielt und gerettet wurde.



Auf Gott hoffen und vertrauen und das Notwendige tun. Darauf kommt es jetzt an.

09.05.2011 (MH)

Hesekiel 34,1-16

Gott ist ein Leben lang auf der Suche nach uns. Er sucht uns, wo auch immer wir uns verbergen. Ob wir weglaufen, ob wir uns vor ihm verstecken, ob wir ihn gedankenlos übersehen, ob wir ihn bewusst ignorieren – es ist ihm egal. Er sucht uns trotzdem. Er sucht uns immer weiter. Er lässt nicht locker, uns aufzuspüren, wo auch immer wir uns in dieser Welt aufhalten – versteckt, verlaufen, verloren, in die Irre gegangen, einsam oder im Trübel untergegangen. Auch wenn wir ihn nicht oder nicht mehr suchen, er sucht uns, wird nicht müde nach uns zu suchen. Er macht sich auf den Weg, uns zu finden, wiederzufinden, wenn wir uns verlaufen haben. Er versucht uns überall aufzuspüren, gibt nicht auf, bis er uns endlich gefunden hat.

Der jüdische Religionsphilosoph Abraham Heschel, ein alter weiser Mann aus Israel, hat daher seinem wichtigsten Buch den einfachen Titel gegeben: „Gott sucht den Menschen“. Und er meint: dies zu begreifen, sich gefallen zu lassen, dies wahr-zu-nehmen, es wahr sein zu lassen, ist das ganze Geheimnis des Glaubens, des jüdischen und des christlichen Glaubens.

Und er hat recht damit. Der heutige Predigttext ist ein Beleg dafür, wenn er in wunderschönen Bildern davon spricht, dass Gott uns wirklich sucht, immer wieder neu. So wie im Grunde genommen alle biblischen Texte davon sprechen – so wie Gott am Ende vor allem in Jesus Christus immer wieder auf der Suche nach uns ist. Ja, durch Jesus wird das erst besonders gut deutlich. Sieh dir Jesus an, da siehst du, dass Gott dich wirklich sucht, dir nachgeht bis in die hintersten Winkel der Welt, wo du dich versteckst oder verloren gegangen bist.

In unserm Predigttext heißt es nun: Gott weidet wie ein guter Hirte seine Herde, als sein Volk, seine Gemeinde, im Grunde alle Menschen, er weidet sie selbst. Wir kennen ja alle das Bild vom Hirten, das in der Bibel sehr oft für Gott gebraucht wird. Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Wohl kein Wort der Bibel ist so bekannt wie dieses – bei alt und jung. Oder: Wenn ein Mensch hundert Schafe hat, und es verirrt sich eines, wird er nicht die neunundneunzig in den Bergen lassen und das eine verirrte suchen? ... So ist's nicht der Wille eures Vaters in den Himmeln, dass eines dieser Kleinen verloren gehe.

Natürlich ist auch Jesus selbst der gute Hirte. Ich bin der gute Hirte, der sein Leben gibt für die Schafe. Ich könnte diese Reihe ohne Mühe noch fortsetzen.

Eine Konfirmandengruppe hat sich mit großer Mehrheit den Psalm 23 „Der Herr ist mein Hirte ...“ zum Konfirmationsspruch ausgewählt. Und sie begründete das so: „So stelle ich mir Gott vor. Er ist mir ganz nah. Wie ein Hirte, der mich genau kennt, der auf mich achtgibt, dass ich mich nicht verlaufe, der mich sucht, und findet, wenn ich dennoch einmal abgeirrt bin, dem ich am Herzen liege, der alles dran setzt, um mich zu finden, zu dem ich immer wieder zurück kann, bei dem ich geborgen, ja zu Hause bin ...“

Ja, so ist es wirklich. Warum wohl sonst hat das Bild des guten Hirten so eine Anziehungskraft für uns alle, auch wenn es heute kaum noch Hirten in unseren Landen gibt, auch wenn das Hirtenbild oft zur bloßen Idylle, manchmal auch zum Kitsch geworden ist? Dennoch: Gott, der gute Hirte, der mich in meinem Innersten kennt, mich behütet und bewahrt, dieses Bild trägt durch, über alle Zeiten hinweg. Warum? Einfach weil es die Wahrheit sagt über Gott. Weil Gott so ist, so und nicht anders. Gott sucht uns Menschen, immer wieder neu.

In unserm Predigttext ist nun davon die Rede, dass wir Menschen gerade keine guten Hirten sind. Es wird ganz nüchtern festgestellt: Wehe den Hirten Israels (und hier können wir heute andere Namen einsetzen, damit es auf uns gemünzt ist), die sich selbst weiden ... das Schwache stärkt ihr nicht, das Kranke heilt ihr nicht, das Verwundete verbindet ihr nicht, das Verirrte holt ihr nicht zurück ... Siehe, ich will meine Herde von den Hirten zurückfordern, ich will ein Ende machen, dass sie Hirten sind.

Wir Menschen sind keine guten Hirten, nein, das sind wir nicht. Wir neigen dazu, wir alle, immer wieder in die eigene Tasche zu wirtschaften, uns selbst zu weiden, wie es heißt. Ach ja, natürlich, wir reden schon davon, dass wir füreinander Hirten sein können. Der Begriff „Pastor“ heißt ja übersetzt nichts anderes als „Hirte“, wir sprechen ja auch vom „Hirten der Gemeinde“, gar vom „Hirtenamt“. Aber in Wirklichkeit, wenn wir ehrlich sind, scheitern wir immer wieder daran. Wir suchen den anderen nicht richtig bis in den letzten Winkel der Erde, wie es ein wahrer Hirte tun würde. Wir geben zu rasch auf, begnügen uns mit den neunundneunzig Schafen, die wir haben und sagen: „Neunundneunzig, die wir besitzen, sind besser als eins, das verloren gegangen ist. Wer weiß, ob wir es finden, ob es sich lohnt zu suchen. Vielleicht hat es ja auch selbst schuld, dass es weggelaufen ist. Sollen wir uns um alle und um jedes kümmern? Alles hat doch einmal seine Grenze! Sonst könnten ja auch noch die neunundneunzig anderen weglaufen ...“ usw. Die Argumente, keine guten Hirten zu sein, gehen uns nie aus. Nein, wir müssen, wie es die Bibel sagt, uns ganz nüchtern eingestehen: Wir sind keine guten Hirten füreinander, ganz und gar nicht. Selbst beim besten Bemühen nicht, auch dann nicht, wenn wir spenden und helfen und fürsorglich sind, zu sein versuchen. Auch dann nicht. Gott muss schon selbst in die Bresche springen als der wahre Hirte, der uns sucht, der sucht und sucht, bis er uns gefunden hat.

Deshalb heißt es am Ende des Schriftwortes – und darauf zielt das ganze hin, die Schelte der falschen Hirten ist nur ein Zwischenspiel – Ich will meine Schafe erretten ... will mich meiner Herde selbst annehmen und sie suchen ... von allen Orten, wo sie verstreut sind ... will das Verlorene suchen, das Verirrte zurückbringen, das Verwundene verbinden, das Schwache stärken ... ich will sie weiden, wie es recht ist. Ja, Gott selbst tritt ein, nur er allein, da ist auf keinen anderen Verlass. Für uns Christen heißt das natürlich auch: Gott hat das am Ende auch ganz deutlich gemacht in Jesus selbst, der nicht müde wurde, immer neu und immer wieder die Menschen seiner Zeit, uns heute zu suchen. So ging er verrückter Weise besonders zu denen hin, die die anderen aufgegeben haben, die ausgeschlossen waren aus der Herde oder selbst weggelaufen waren. Wir kennen ihre Namen: Zöllner, Sünder, Aussätzige, Ausgesetzte. Wie heißt es doch von Gott im Predigttext: Verlorene suchen – Verirrte zurück bringen. Verwundete verbinden – Schwache stärken ...

Und was Jesus getan hat, einmal für allemal, unübersehbar, das hat Gott schon immer für seine Menschen, seine gute Schöpfung, für uns getan. Ich selbst werde meine Herde weiden, ich selbst. Nur er ist der Hirte unseres Lebens, nur er, er aber auch wirklich, ohne jedes Wenn und Aber.

Und weil es so ist, konnte eben schon lange vor Jesu Auftreten ein frommer Mann in Psalm 23 bekennen: Der Herr ist mein Hirte ... Und weil Gott mein Hirte ist, deshalb gilt: Mir wird nichts mangeln. Ja, ich bin geborgen, ganz umfassen von ihm. Und weiter also: Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück ... Gutes und Barmherzigkeit werden mir folgen mein Leben lang. Ja, Barmherzigkeit, so wie dieser Sonntag des guten Hirten ja „Misericordias Domini“ heißt, die große Barmherzigkeit Gottes. Wer dies erfahren hat, wer dies zulässt bei sich, der kann aufrichtig das Bekenntnis des Beters des 23. Psalms nachsprechen. Das ist dann die „Antwort des Glaubens“ auf die Suche Gottes nach uns, wie es der Jude Abraham Heschel so einfach und eindrücklich ausdrückt. „Die ganze menschliche Geschichte kann in einem Satz zusammengefasst werden: Gott ist auf der Suche nach dem Menschen. Der Glaube an Gott ist eine Antwort auf die Frage Gottes.“

Und wir, wir alle hier, wir sind auf dem Weg dazu, diese einfache Antwort nachbuchstabieren zu lernen. Wir haben ein ganzes Leben lang Zeit dazu: denn Gott lässt nicht ab, nach uns zu suchen, ohne Unterlass, mit langer Geduld. Er behütet uns in unserem Leben, einen jeden von uns wie seinen Augapfel. Und wenn wir's nicht wissen? Wenn wir's nicht glauben? Wenn wir's nicht spüren? Dann wollen wir vielleicht noch zu sehr selbst Hirten unseres Lebens spielen. Vielleicht. Dann sollten wir uns versuchsweise einmal gefallen lassen, dass nicht wir Gott suchen, sondern er uns zuerst sucht. Dann sollten wir versuchsweise einfach darauf vertrauen, dass er uns auch wirklich findet, wo auch immer wir versteckt sind. Dann sollten wir einfach die Worte Gottes hören „Ich will euer Gott und Hirte sein“ , sie hören, aufnehmen, in uns leben lassen und dann, sei es vorerst auch nur versuchsweise, antworten: „Ja, du, mein Gott bist mein Hirte – du suchst mich wirklich – du hast mich gefunden – und nun wird mir nichts mehr mangeln.“ Amen.

27.05.2011 (DBH)

Lukas 11,5-13

„Glauben Sie mir, Herr Pastor, beten hilft.“ So empfing mich einmal eine ältere Frau, deren Mann kurz zuvor nach einer schweren Operation aus dem Krankenhaus als gesund entlassen worden war. Am Ende meines Besuches fiel es uns allen nicht schwer, ein Dankgebet zu sprechen.

Am selben Tag führte mich mein Weg noch zu einer anderen Frau. Ihr Mann war vor wenigen Wochen an einer unheilbaren Krankheit verstorben. „Herr Pastor, ich habe so viel gebetet, dass mein Mann noch nicht sterben muss, aber nun ist er nicht mehr da, und jetzt bin ich so allein.“ Ich fühlte, wie die pure Verzweiflung diese Frau zum Verstummen zu bringen drohte. Da wollte auch mir nicht einmal ein Klagepsalm über die Lippen kommen. Jesu Worte von der Gebetserhörung werden wir leichter nachvollziehen können, wenn wir uns selbst auf der Sonnenseite, vielleicht auf der wiedergewonnenen Sonnenseite des Lebens erfahren. Da können wir uns leichter freuen an der herrlichen Art und Weise, wie Jesus die Gewissheit der schenkenden Vatergüte anschaulich macht: Wenn schon wir Menschen fähig sind, unsere Bequemlichkeit zu überwinden, und wenn schon wir Menschen trotz unserer Sündhaftigkeit wenigstens unseren Kindern keinen Schaden zufügen, um wieviel mehr wird Gott uns das geben, was wir nötig haben.

Doch wenn unser Gebet zu verstummen droht, weil uns das Leben hart anpackt – werden wir dann diese Gewissheit Jesu nicht als pure Illusion empfinden, der wir jedenfalls im Moment nichts abgewinnen können? Gerade wenn wir uns darum bemühen, ernsthaft

Christinnen und Christen zu sein, graut uns vor der Möglichkeit, dass wir endgültig verstummen, dass uns der Glaube mehr und mehr fern und unerreichbar wird.

Solange es noch nicht so weit ist, kann es heute eine gute Möglichkeit sein, über uns selbst nachzudenken in der Spannung zwischen der Freude am Glauben und dem drohenden Verlust des Glaubens, über uns nachzudenken in dem Wechsel der verschiedenen Lebenssituationen. Speziell das Lukasevangelium bietet sich uns als Wegbegleitung dazu an und nimmt uns hinein in einen größeren Horizont.

Der Evangelist Lukas stellt die Worte Jesu über die Gewissheit der Gebetserhörung ein in den Rahmen eines Gespräches über das Gebet, um das die Jünger ihren Meister bitten: „Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger gelehrt hat“. Jesus lehrt seine Jünger zunächst das Vaterunser in Kurzform: „Vater, dein Name werde geheiligt. Es komme deine Herrschaft. Unser Brot, was wir brauchen, gib uns jeden Tag, und vergib uns unsere Sünden, denn auch wir erlassen jedem, der uns schuldet. Und führe uns nicht in Versuchung.“

„Dein Name werde geheiligt. Es komme deine Herrschaft“. Diese Bitten am Anfang des Vaterunsers greifen nicht unsere Nöte auf, sie wenden unseren Blick weg von uns selbst. Wir mögen dies als provozierend empfinden, doch kann uns dies auch eine Hilfe sein, wenn wir nicht einseitig und ausschließlich auf unser Ich fixiert sind. Befreit von der einseitigen Fixierung auf unser Ich können wir dann wirklich unsere Nöte in das Gebet hineinnehmen; sie sind zusammengefasst in der Bitte um das Brot, das wir brauchen. Doch teilt Jesus mit den jüdischen Weisen das Anliegen, unser Leben und auch unser Beten ganz auf Gott auszurichten, und die Versuchung, vor der bewahrt zu werden wir beten sollen, ist eben dies, dass wir unsere Lebensausrichtung auf Gott verfehlen, vom Glauben abfallen.

Unter diesen Vorzeichen des Herrengebets bekommen Jesu Worte über die Gebetserhörung noch einen anderen Klang. Unser Horizont weitet sich, weil wir das Gebet um die Heiligung seines Namens mit hineinnehmen, und auch der Ernst unseres geistlichen Lebens, nämlich die Gefährdung des Glaubens angesichts der drohenden Möglichkeit des Unglaubens, kommt zu Wort.

Ein noch größerer Horizont bietet sich uns freilich, wenn wir uns vor Augen führen, dass das Lukasevangelium insgesamt in einer Weise wie keines der anderen Evangelien Jesus als Beter darstellt.

Gerade an wichtigen Stationen seines Lebens wird Jesus im Lukasevangelium als Beter gezeichnet: Bei seiner Taufe, als er, mit dem Geist Gottes begabt und aus der unauffälligen Stille eines Handwerkers herausgeholt und zum öffentlichkeitswirksamen Dienst für die Sache Gottes zugerüstet wird (Lukas 3,21); angesichts einer Wundertat, die er aber nicht als Akt der Selbstdarstellung verstanden wissen will (Lukas 5,16); bei der Berufung der zwölf Jünger, die er zu Multiplikatoren dieses seines öffentlichen Wirkens macht (Lukas 6,12); vor dem Petrusbekenntnis, das Jesus sich gefallen lässt, aber mit dem Hinweis auf sein Leiden beantwortet (Lukas 9,18) und bei der Verklärung, die Jesus nicht nur im Glanz der himmlischen Herrlichkeit zeigt, sondern gerade bei Lukas nochmals zu einem Vorverweis auf den Weg der Passion und der Auferweckung ausgestaltet wird (Lukas 9,28+31).

Schließlich hat das Gebet Jesu am Abend vor seinem Leiden im Garten Gethsemane (Lukas 22,45) sich der Christenheit nachhaltig eingeprägt, sowohl in dem Ringen mit Gott als auch in der Ergebung in seinen Willen.

Jesus betet. Er vertraut auf Gott, er ist seiner Weisung gehorsam, er willigt ein in den ihm bestimmten Weg. All das zeichnet Jesus aus und macht ihn zu einem Weisen, den Lukas auch den Gebildeten seiner Zeit als ernstzunehmenden Lehrer empfiehlt. Vertrauen, Gehorsam, Einwilligung in den bestimmten Weg, das soll nach der Vorstellung des Lukas auch für den Jünger Jesu ausschlaggebend sein. Der Vergleich der vorhin genannten Le-

bensstationen Jesu zeigt ein weiteres: Es sind Stationen der Aktivität, etwa, wenn Jesus die Jünger beruft. In anderen Lebensstationen muss Jesus darin einwilligen, dass ihm das Gesetz des Handelns äußerlich gesehen von nun an genommen ist, so im Garten Gethsemane. Stationen unseres Tuns, und daneben Stationen und Situationen, wo uns die Hände gebunden sind, wo wir uns ohnmächtig fühlen – beides kennen wir auch Jesus betet. In dem was er tut, und in dem, was man an ihm tun wird, vertraut er sich Gott an, ist ihm gehorsam. Die Erhörungsgewissheit, von der er in der Gebetsbelehrung spricht, ist nur auf diesem Hintergrund der vollkommenen Hingabe Jesu zu verstehen, auf dem Hintergrund seiner ungeteilten Lebensausrichtung hin auf Gott. Sie ist keine Garantie, kein Automatismus.

Das kommt uns freilich hart an, auch wenn wir beruflich damit befasst sind. Wir können alle miteinander nicht dafür garantieren, dass wir selbst auch in der Stunde der scheinbaren Abwesenheit Gottes an ihm festhalten. Gewiss haben wir gelernt, dass Gott nicht alle Gebete in der Weise erhört, wie wir sie erbitten. Doch ist dies mehr als nur Theologenweisheit, die von der Erhörungsgewissheit auch angesichts des scheinbar sinnlosen Leides nicht lassen will. Niemand unter uns weiß, wie schwer gerade er an diesem Satz zu lernen haben wird.

Diese vollkommene Hingabe Jesu an Gott, diese völlige Ausrichtung an Gottes Willen ist auch gemeint in dem Versprechen am Schluss: umso mehr wird der Vater aus dem Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten. Der Geist ist uns verheißen, der uns mit Freude zum Glauben, mit Kraft zum Handeln, mit Geduld zum Dasein für andere begeistert, der uns zu einem beständigen Leben in und mit Gott zu verhelfen vermag.

Die ungeteilte Ausrichtung unseres Lebens auf Gott hat der große Theologe Augustin (354-430) in die Worte gefasst, dass Gott selbst ein Gut ist, das man um seiner selbst willen lieben soll. Um die Einsicht in diese Wahrheit können wir, so Augustin, nur bitten. Augustin schließt mit einem Verweis auf Jesu Worte über die Erhörungsgewissheit seine 13 Bücher der „Bekenntnisse ab“: „Von dir, Gott, muss man diese Einsicht erbitten, in dir muss man sie suchen, bei dir muss man anklopfen: So – so wird man empfangen, so wird man finden, so wird aufgetan werden“ (Conf. 13,38,53). Amen.